

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 19.

Gottschee, am 4. Oktober.

Jahrgang 1911.

Im Herbst.

Weißer Schleierfäden ziehen
über Felder, über'n Hain;
Bei des Morgens lichtem Schein
Siehst du sie vorüberfliehen
Dann im Herbst.

Weißer Silberfäden schleichen,
Ungewollt sich in dein Haar
Und es muß dann Jahr für Jahr
Deine Jugendfrische weichen
In dem Herbst.

Laß die trüben Tage kommen,
Vieher Freund, o denk' daran:
Der die Zeiten lenken kann,
Schickt auch sie zu Nutz und Frommen
Dir im Herbst.

Vorboten.

Die Saat des Liberalismus und Freisinn, des Unglaubens und der Unbotmäßigkeit ist schon üppig in die Halme geschossen und geht der Reife entgegen.

Schon seit längerer Zeit hört man die Führer der roten Internationale vom allgemeinen Aufstand predigen und die Androhung von Generalstreiks sind die Signale. In der sozialistischen Presse werden die Massen weiter verhekt und geschürt. Die Arbeiterjugend wird zur Verhöhnung jeglicher Autorität erzogen, zu den roten Versammlungen beigezogen und für die Umsturzideen präpariert.

Wie die Sitzwelle heuer über Europa hinging, so geht jetzt eine unverkennbare revolutionäre Welle durch die europäischen Staaten, überall gährt und brodeln es, wie in einem Herdenschüssel. In Spanien

ist der Ausbruch der Revolution täglich zu erwarten, denn die Vorbereitungen hiezu sind getroffen. In Wien ward durch den Revolverschuß eines Juden der Bezwingen der Revolution, Ministerpräsident Stolypin, niedergestreckt, um damit das „russische System“ zu brechen.

Mitunter weht ein schärferer Wind durch den Giftbaum des Freisinn und schüttelt vorzeitig manche Früchte ab, die erst in späterer Zeit zur vollen Reife gelangen sollten, aber einen Vorgeschmack der reifen Früchte schon bieten. Eine solche Frucht des Freisinn und der aus ihm hervorgegangenen Sozialdemokratie ist auch am 17. September heurigen Jahres in Wien niedergefallen. Ihr Fall widerhallte in dem Brüllen und Toben einer aufgeregten, rasenden, gottlosen Menge, widerhallte in dem Klirren von tausenden zerschlagenen Fenstern und Straßenlaternen, widerhallte in allen Schreulichen einer wohl vorbereiteten Revolution.

Die traurigen Vorkommnisse in Wien sind nichts anderes als die Vorboten der Umsturz bringenden Arbeit der Revolutionen. In Wien ließen die Roten so lange die aufreizenden Brandreden als Sturmglocken ertönen, bis die sonst ruhige Stadt anlässlich der Teuerungsdemonstration zum Schauplatz wüster Zerstörungswut und häßlicher Revolten wurde. Die Führer und Heher aber, die in den Versammlungen die Massen für die Gewalttaten vorbereiten,

verschwinden dann bei solchen Anlässen und sind nur dort zu finden, wo es keine Gefahr gibt, niedergeschossen zu werden. Dazu schreibt das „Weltblatt“:

„Für das vergossene Blut sind nur die sozialdemokratischen Führer verantwortlich, die den Aufruhr herbeiführten, um die tiefgehenden Gegeißelte und die Spaltung im eigenen Lager zu verhüllen und das gesunkene Ansehen ihrer Führer etwas zu heben. Erwießenermaßen wurden die ärgsten Verwüstungen gerade an Stellen verübt, wo sich kein einziger Soldat befand. Mit der Teuerungsfrage hat die Demolierung von Schulen und Tramwaywagen, hat die Plünderung von Läden armer Geschäftsleute nichts zu tun. In Proletarierwohnungen eingeschlagene Fenster werden keinen Rückgang der Fleischpreise bringen. Wehe allen Gewerbetreibenden, Beamten und Kleinbürgern, wenn dieser revoltierenden Horde das Schicksal Wiens anvertraut würde! Ein Blick noch, daß gerade Sonntag war und die Geschäfte geschlossen waren, sonst wären die Plünderungen geradezu furchtbar gewesen, denn die „Kiesendemonstration“ richtete sich nicht gegen die spekulierenden Großproduzenten, gegen die Ringe und Kartelle, gegen das Treiben der Bodenwucherer, Grund- und Kohlenbarone und den wucherischen Zwischenhandel, sondern gegen Geschäftslokale und Schulen und gegen das den Roten und Juden gleich verhaßte Regime im Wiener Rathause.“

Die allgemeine Teuerung ist da und fordert das Eingreifen der regierenden Kreise. Die möglichsten Maßnahmen müssen getroffen werden, damit die herrschende Not gelindert und erträglicher gemacht wird. Durch aufreizende Reden aber oder durch das Zerstören und Vernichten fremden Eigentums wird die allgemeine Notlage nicht gebessert, vielweniger aus der Welt geschafft.

Wir gehen unverkennbar traurigen Zeiten entgegen, weil die Unzufriedenheit überall zunimmt und geschürt wird von jenen Elementen, die an der Spitze der Umstürzbewegung stehen. Die Unzufriedenheit verbreitet sich nicht bloß über die Arbeiterkreise oder über das Proletariat, wie man sich gern ausdrückt, sondern sie erfasst auch bereits den Mittelstand, der von der Bildfläche nach dem Wunsche der Umstürzler verschwinden soll. Deshalb sieht man auch bereits in den Reihen der Roten Meister und Handwerker marschieren. Noch bedenklicher aber ist die Tatsache, daß es auch unter den Lehrkräften welche gibt, die den sozialistischen Bestrebungen nicht abhold sind und sich offen zu ihnen bekennen. Was soll dann aber aus der Jugend werden, die solchen Erziehern anvertraut ist; der Jugend gehört ja die Zukunft.

Es ist deshalb eine unbedingte Notwendigkeit, daß sich die besser gesinnten Kreise zusammenschließen, um jenen Elementen erfolgreicher entgegenzutreten, die es auf die Zerstörung der bestehenden Verhältnisse abgesehen haben. Es ist aber auch notwendig, daß jene papierenen Hezer aus den christlichen Familien hinausgedrängt werden. Das sind die glaubenslosen, sozialistischen Schriften u. Blätter, die das Volk langsam, aber sicher vergiften und aufreizen. Sie sind es, die die ruhigen Elemente dahin bringen, daß sie, aufgewühlt und irregeleitet durch die fortwährenden Sezartikel, schließlich sich jenen anschließen, die Barrikaden errichten und blindwütend das Zerstörungswerk vollbringen.

Die Gottlosigkeit, Unglaube, Unsittlichkeit waren noch jedesmal die Vorboten der Revolution. Nur die Rückkehr zum Christentum und die Umkehr von den falschen Bahnen des Freisinnigen können uns retten vor den Greueln des Umsturzes, wie wir sie vor Jahresfrist in Portugal erlebt haben.

Klagen und Wehgeschreien hilft nichts;

hier gilt es tätig eingreifen und mithelfen den christlichen Grundsätzen wieder Geltung zu verschaffen überall dort, wo es not tut.

Am Abend.

Es träumt die Welt von Gottesfrieden —
Raum atmen hörst sie — tiefe Ruh'
Vom Himmel wallt der Erde zu,
Als sei er endlich ihr beschieden.
Wie Gold die letzten Sonnensfloken
Zieh'n über's Tal hin, weich umweht,
Vom Dorfe schallen Abendglocken,
Mild schwebt ins Land ihr fromm Gebet:
Ave Maria!

Da kniet die Au in heil'gem Schauer,
Der Quell, er dämpft sein lautes Wort,
Es schweigt der Wald, der Andacht Hort,
Steht da wie eine Altarsmauer.
Die Vöglein singen leise Lieder,
Die Blumen streu'n den schwersten Duft
Und überall hallt innig wieder,
Was Glockenklang ins Dörfchen ruft:
Ave Maria.

Und wie ein Kirchlein ist mein Herze,
D'rin seine Lichter angezünd't,
Am Altar steht so groß und lind
Die Liebe; 's Opferkleid voll Schwärze
Ist licht und weiß geworden; helle
Durchklingt des Dankes frohes Lied
In Freuden jubelnd die Kapelle
Und grüßend es zum Himmel zieht:
Ave Maria.

Josefa Meirner.

Nachmachen!

Die Spuren der Sozialdemokratie führen, wie die Revolten anlässlich der Teuerung gezeigt haben, nicht in das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, wo alles gut und billig ist, sondern über Leichen u. Trümmerhaufen in eine Wüste. Trotzdem hat man, getäuscht durch rote Trugbilder, die Reichshauptstadt bei den letzten Wahlen zum Großteil der Sozialdemokratie in die Hände geliefert. Der einzige Erfolg der sozialdemokratischen Volksvertreter von Wien ist die Zerstörung von 180.000 K Gemeinde- u. Volksvermögen. Billiger ist weder in Wien noch anderwärts seither gar nichts geworden.

Anders sind die Erfolge der Christlichsozialen, wo sie die Macht besitzen. Eben liegt der Rechnungsabluß der Gemeinde Wien vor, der einen Überschuß von 8 1/2 Millionen Kronen aufweist, während fast alle anderen großen Städte ständig mit Defiziten und neuen Anleihen und Umlagen sich behelfen müssen.

Das Gleiche gilt vom niederösterreichischen Landtage. Während die freisinnigen Landtage klagen, daß sie kein Auslangen haben, daß sie höhere Umlagen einheben und neue Schulden machen müssen, schließt der Rechnungsabluß des Landes Niederösterreich heuer mit 3 1/2 Millionen Kronen Überschuß ab, trotzdem

die niedrigsten Umlagen bestehen, die Lehrer und Landesbeamten und Landesangestellten die besten Gehaltsverhältnisse haben. Wir arg verleumdet wurden nicht die Christlichsozialen wegen des Baues der hochmodern eingerichteten Landes-Heilanstalt „Am Steinhof“! Und nun hören wir, daß trotz der Zinsen- und Amortisationsabzahlung noch 290.000 K Überschuß im letzten Jahre erübrigt wurde.

Das niederösterreichische Landes-Zentralinderheim, das 4 Millionen K kostete, hat einen Gebarungsüberschuß von 87.000 K im letzten Jahr.

Diese und ähnliche gemeinnützige Bauten haben den Steuerzahlern nicht einen Heller gekostet, haben also auch nichts zur Verteuerung der Lebensbedürfnisse beigetragen, sondern werfen noch einen Reinertrag ab, der wieder der Bevölkerung zugute kommt. Auch durch andere Einführungen seitens der Christlichsozialen, z. B. das großartig funktionierende Rechtsschutzamt für Waisen und Findlinge, erspart das Land jährlich 200.000 K.

Das sind wirkliche, volkfreundliche Erfolge und man könnte nur wünschen, daß die freisinnig verwalteten Gemeinden und Landtage diese christlichsozialen Einrichtungen nachmachen würden. Dann würde manches hinsichtlich der allgemeinen Teuerung gebessert werden. Leider wirkt die Schulden- und Mißwirtschaft der Freisinnigen nicht wenig mit zur Verteuerung der Lebensverhältnisse.

Nicht schimpfen, sondern nachmachen, kann man den Sozialdemokraten und Freisinnigen zurufen. „Wir können es nicht“, wird aber das Echo lauten.

Der Kirchturm.

Siehst Du des Kirchleins Turm dort ragen
Hoch über den Ort?
Hin zu den Fernen möcht' er dich tragen,
Bis hin zu Gott.

Grad wie des Leuchturms Licht hoch oben
Zeigt den sicheren Port,
Winkt dir des Kirchturms Kreuz dort oben
Als Glaubenshort.

Drum ist der Kirchturm Glaubens-Breiter;

Himmel hinan
Gilt ja sein Streben. Und du sei sein
Streiter,

Denke daran!

Zeitgeschichtchen.

— Ein Phlegmatikus. Den Engländern rühmt man unübertroffene Gleichgiltigkeit nach. Daß diese Eigenschaft noch nicht ausgestorben ist, beweist nachstehende Begebenheit, die sich in London zugetragen hat. Ein englischer Staatsbürger mittleren Alters hatte sich am Thames-Embankment auf eine Bank gesetzt, um dort träumerisch die Abendkühle zu genießen. Plötzlich springt ein kolossaler Wasserstrahl zwischen seinen Knien empor. Die

meisten Menschen würden entsezt aufspringen und davonlaufen. Unser Pblegmatiker aber, nicht im geringsten beeinflusst durch die zahlreichen Zuschauer, blieb sitzen, und zog nur seine Knie etwas höher und etwas weiter auseinander. Würde los, aber trocken saß er da, bis ein Gärtner gelaufen kam, und die Sache sich erklärte. Er hatte einen Spritzenschlauch, dessen Mündung unter dem Sitz lag, etwas zu früh aufgedreht.

— **Die vergeßlichen Bannerträger.** Der Gesangverein in Wellnitz bei Jena hatte seinen Bannerträger samt zwei Begleitern zum Bundesjängerfest in Jena entsendet. Wochen sind seit dem 25. Thüringer Bundesjängerfest in Jena verflossen, aber noch immer harret eine prächtige, blaueidene Vereinsfahne der Abholung durch die drei fidele Sangesbrüder, denen das ehrwürdige Kleinod anvertraut wurde. Bis zur Stunde erinnerte sich der Gesangverein seiner Fahne nicht, und auch eine schön geschnittene hölzerne Vereinsstandarte ist von dem gleichen Verein im Stich gelassen. Fahne und Standarte verraten, daß ihr Eigentümer der Gesangverein in Wellnitz ist.

— **Des Kindes Schutzengel.** Wiederholt kommen Fälle vor, wo Kinder wie von unsichtbaren Händen vor Unfällen bewahrt bleiben, wie unlängst aus London mitgeteilt wird. Zu den glücklichsten Frauen der Stadt zählt seit gestern Frau E. Freeman, die im sechsten Stock eines Hauses im Broux wohnt. Während sie das Abendessen zubereitete, war ihr zwei Jahre altes Töchterchen Elsie im Schlafzimmer auf das Fensterbrett geklettert und zum Fenster hinausgestürzt. So schnell sie konnte, eilte die Mutter die sechs Stiegen hinab. Seelenruhig saß ihr Kind auf einem Polster, das mit ihm aus dem Fenster gefallen war. Ein herbeigerufener Arzt vermochte nicht die geringste Verletzung an der Kleinen zu entdecken. Mehrere Wäscheleinen hatten den Fall des Kindes gebrochen, das schließlich auf das weiche Kissen gestürzt war.

Freilassung des Ingenieurs Richter. Der Jenaer Ingenieur Richter, der bereits seit mehreren Wochen von griechischen Räubern verborgen gehalten wurde, ist nun nach Erlegung einer Lösummsumme von 4000 türkischen Pfund (etwa 90.000 Kronen) freigelassen worden. Er wurde zunächst an der griechischen Grenze gefunden und von dort nach Saloniki gebracht. Die Räuber hatten ihn in den Dörfern Misalar und Karapunar verborgen gehalten.

— **Eine Hundegeschichte.** „Rosa von der Uckermark“ wird eine Hündin genannt, die auf den Ausstellungen vielfach Siegerin war. Ein Fachblatt erzählt folgendes Stückchen: Die Besitzerin der Hündin hatte kürzlich nach einer Hundeausstellung in Hildesheim mit „Rosa“ ihr Hotelzimmer aufgesucht und bei dem Hausdiener vorher für den nächsten Morgen frühzeiti-

ges Wecken bestellt. Als sie am Morgen beizeiten sich zur Reise fertig machte, merkte sie, daß die Stiefel noch nicht zur Stelle waren. Die wohlherzogene „Rosa“ ist nun gewöhnt, ihrer Herrin jeden Morgen die Stiefel in ihr Zimmer zu bringen. Über das Fehlen ihrer Stiefel erzürnt, machte die Dame nun vor der gespannt lauschenden „Rosa“ laut ihrem Ärger Luft und begab sich sodann auf die Suche nach dem Hausdiener. Als sie wieder ihr Zimmer betrat, bot sich ihr ein ergötzlicher Anblick dar: „Rosa“ hatte im Übereifer von sämtlichen Türen der Hotelzimmer die Stiefel herbeigeschleppt u. alle Schuhe der Reihe nach vor dem Bette ihrer Herrin aufgestellt, sieben verschiedene Paare! Sogar ein vereinzelter ganz hoher Jagdstiefel war dabei!

— **Der böse Schlusssatz.** Die „Basler Nachrichten“ bringen ein allerliebste Geschichtchen aus dem Bayerland. Als kürzlich in einer größeren Stadt Bayerns die Gemeindefolkollegiumsitzung zu Ende war, erhob sich ein älterer Herr und sagte: „Ich hätte noch den Wunsch, daß die Presse, die uns immer in dankenswerter Weise ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt, künftighin in ihren Sitzungsberichten den — Schlusssatz weglasse. Unsere Versammlung ist immer schon um 9 Uhr zu Ende, und da geht man noch ein Glas Bier trinken, es werden auch manchmal zwei Glas. Einige Herren spielen „Schaffkopf“, und man kiezelt ein Viertelstündchen, und so kommt man um 1 Uhr nach Hause. Am anderen Tage sitzt man, nichts Böses ahnend, da und liest die Zeitung, und da hält einem dann die teure Gattin den Versammlungsbericht vor die Nase, wo in der letzten Zeile steht: Schluß der Sitzung 9 Uhr.“ — „Und Du bist erst um 1 Uhr aus der Versammlung heimgekommen?“ Natürlich gibt es dann unangenehme Auseinandersetzungen. Was liegt der Presse daran, „Schluß 9 Uhr“ zu schreiben?“ Der Antrag fand allgemeine Unterstützung, und der Vorsitzende übermittelte ihn unter großer Heiterkeit der Presse. Nun wird die teure Gattin nicht so leicht erfahren, wann die Gemeinderatssitzungen geschlossen werden.

— **Ein trauriges Sittengemälde.** Auf der Straße in der Nähe von Tornallga wurde der Landwirt Zoller tot aufgefunden. Sein Kopf zeigte schreckliche Wunden; der Schädel war gesprengt. Die umgekehrten Taschen zeigten, daß der Mann ausgeraubt wurde. Als bald gelang es, die Täter festzunehmen; es sind der 14jährige Johann Mag und der 16jährige Josef Lörincz, die geständig sind, Stephan Zoller mit Vorbedacht ermordet zu haben, um sich dessen Geldes zu bemächtigen, da sie wußten, daß Zoller am selben Tage 206 Kronen in der Sparkasse behoben hatte.

— **Der beleidigte Münchner.** Ein hübsches Reiseergebnis wird der „Chemn. Allg. Ztg.“ mitgeteilt. Ehe die Bahn den

St. Gotthard-Tunnel passiert, macht sie eine Schleisefahrt, so daß man das Dorf Wassen dreimal zu Gesicht bekommt. Es hat eine schöne, auf einen hohen Fels gebaute Kirche. Als wir sie das erste Mal sichten, fragt ein Münchner: „Wos is dös für a Kirch?“ Ein mitfahrender Schweizer antwortet korrekt: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Wir passieren das zweite Mal Wassen, unser Münchner fragt wiederum: „Und was is denn dös für a Kirch?“ Der Schweizer antwortet prompt: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Der Münchner, der sich diese Antwort nicht recht erklären kann, bedankt sich und verfällt weiter in Betrachtungen. Jetzt machen wir die dritte Rundfahrt und sahen von einer beträchtlichen Höhe die Kirche von Wassen nochmals. Mein Reisegefährte wundert sich über die zahlreichen Kirchen und fragt abermals: „Wos is dös nu für a Kirch?“ Der Schweizer Herr antwortet etwas belustigt: „Das ist die Kirche von Wassen.“ Nun aber ist mein Münchner beleidigt, er meint, er werde zum Narren gehalten und stellt sich in Positur und schreit wutentbrannt: „Mei Name is Franz Steinhuber, von mir aus jan S' a Kindviech.“ Die anwesenden Reisenden brüllen förmlich vor Vergnügen, nur unser Schweizer und Münchner nicht. Letzterer hat dann schließlich die Beleidigung durch eine Flasche Wein geföhnt.

— **Herrenloses Geld.** Die Berliner Polizei beschäftigt sich jetzt mit einem großen Funde von russischen Rubelnoten. Es handelt sich besonders um einen Fund, der in einem Schnellzuge gemacht wurde, der über Oderberg nach Wien ging. In dem Wasserflosett dieses Zuges entdeckte man vierzehn Fünfhundert-Rubelnoten. Wahrscheinlich hatte sie jemand dort versteckt, um sie später abzuholen, dazu aber keine Gelegenheit mehr gefunden. Die Wiener Polizei stellte Nachforschungen nach der Herkunft des Geldes an, konnte aber dafür keinen Anhalt finden. Auch das Zugpersonal wußte nichts anzugeben. Nun hat eine Berliner Großbank einen Geldbrief mit 10.000 Rubel in Fünfhundert-Rubelnoten an eine Firma in Krakau abgesandt. Dieser Brief ist nicht angekommen. Nach den Ermittlungen der Wiener und Berliner Kriminalpolizei muß er gestohlen worden sein. Vielleicht und wahrscheinlich besteht ein Zusammenhang zwischen diesem Diebstahl und dem Rubelfund im Schnellzuge. Eine Feststellung ist schwierig; die Bank hat die Nummern der abgesandten Scheine nicht aufgeschrieben. — Auch ein Fund auf dem Anhalter Bahnhof ist noch nicht aufgeklärt. Dort wurden 38.000 Rubel in einem Reiseforbefunden, der in Verwahrung gegeben, aber nicht wieder abgeholt worden ist. Vielleicht hat mit diesen Dingen eine Diebesgesellschaft zu tun, die jetzt in Wieda bei Halle festgenommen wurde.

Laß deinen Mund verschlossen sein,
So schluckst du keine Fliegen ein.

Der schöne Rigo.

Skizze nach wahren Tatsachen von
Paul H o h e n s t e i n.

(Schluß.)

Er wußte Bescheid. Dann erbrach er das kleine Schränkchen in der Ecke, in welchem ihr kostbarer Familienschmuck, bestehend aus den herrlichsten Brillanten und Perlen, sich befand. Er nahm die Juwelen heraus und verschloß wieder den Schrank so geräuschlos, wie er ihn geöffnet hatte. Dann schlich er sich nochmals an ihr Bett, beleuchtete sie abermals, überzeugte sich wieder von ihrem festen Schlaf, den ihre regelmäßigen Atemzüge bekundeten, schlich sich dann behutsam zur Tür hinaus und klinkte diese leise zu, daß nur ihr vom Todesschreck verschärftes Gehör es hörte.

Sie lag noch eine Weile ganz still; als sich nichts mehr regte und sie annahm, daß er lange fort sei, sprang sie aus dem Bett, verschloß die Türen von innen und ließ die Schlüssel stecken. So erwartete sie den Morgen. Sie überlegte. Sollte sie Lärm schlagen? Nein, dann würde der freche Dieb mit seiner Beute sofort entfliehen und sie wäre um das Wertvollste gebracht, was sie besaß. Sie traute der Zindigkeit der Polizei nicht ganz und machte sich ihren eigenen Plan.

Ihre Geistesgegenwart hatte ihr das Leben gerettet, warum sollten Klugheit und Unerfrohenheit ihr nicht das Verlorene zurückbringen? Sie saß die ganze Nacht auf und überlegte hin und her. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

Als es Tag wurde und Schritte, gedämpfte Stimmen ihr bewiesen, daß die Dienerschaft schon tätig, schloß sie die Türen auf und legte sich wieder nieder. Sie ließ sich nichts merken, sagte Luise als diese ihr den Tee brachte, freundlichen „Guten Morgen“ und setzte noch hinzu, daß sie die Nacht fest und köstlich geschlafen hätte. Beim Frisieren fragte sie nach diesem und jenem im Hause, unter anderem auch nach Rigo. Sie beobachtete dabei durch den Spiegel scharf des Mädchens Gesicht.

Nein, es war nicht im Einverständnis und wußte nichts von dem frechen Diebstahl. Es hatte vielleicht in seiner Dummheit den Aufenthalt der Juwelen verraten, mehr nicht.

Luise errötete, als die Gräfin Rigo erwähnte, und stotterte flehend: „Ach, gnädige Frau Gräfin haben mir noch immer nicht verziehen. Ich will auch gar nichts mehr von ihm wissen. Ich

sagte es ihm eben auf der Treppe, als er mich wieder bedrängte.“

Die Gräfin atmete erleichtert auf. Er war also noch nicht entflohen, er war noch da, sie konnte ihn noch erreichen und ihm seine Beute wieder abnehmen. Sie tröstete Luise, daß es nicht so böse gemeint sei, daß Rigo ein hübscher Mensch wäre, und wenn sie sich gerne hätten — auf eine kleine Aussteuer käme es ihr auch nicht an.

Glückstrahlend sah das junge Mädchen sie an und küßte ihr dankbar die Hand.

Die Gräfin hatte das in der Hoffnung gesagt, daß Luise nichts Eiligeres tun würde, als dies Rigo mitzuteilen. Sie wollte ihn sicher machen. Eine solche Freundlichkeit sollte ihm beweisen, daß die Gräfin nicht den geringsten Argwohn ihm gegenüber hegte. Als die Gräfin eine Stunde später nach dem Garten ging, kam ihr Rigo entgegen. So korrekt, tadellos und elegant wie immer.

Er blieb stehen und verneigte sich tief. Sie dankte und sagte: „Sind sie doch so gut, Rigo, einmal in dem Wagen, den wir gestern benützt haben, nachzusehen. Ich habe mein Portemonnaie verloren. Vielleicht liegt es im Wagen.“

Sie sagte es leicht hin, ohne die geringste Aufregung, als wäre die Sache ganz unbedeutend. Nichts verriet in dem blaffen Gesicht Rigos, als er sein „Zu Befehl!“ vorbrachte, was in ihm vorging. Nur als sich die Gräfin zum Gehen wandte, sah er ihr triumphierend nach. Das gestohlene Geld war eine Bagatelle für sie, die sie gar nicht beachtete, daß sie verloren zu haben glaubte. Von dem Verluste der Juwelen, die sie jetzt im Sommer ohnehin nicht trug, wußte sie noch nichts. Sie sah gar nicht nach ihnen. O, über die Sorglosigkeit der vornehmen Frauen!

Rigo zuckte spöttisch die Achseln. Auch das Angebot, von dem ihm Luise erzählt, machte ihn ganz sicher und amüsierte ihn zugleich. Er dachte gar nicht daran, sich zu binden.

Die kleine Kammerkaze war nur Mittel zum Zweck gewesen, und durch ihre Verliebtheit und Schwachhaftigkeit, ohne es zu wollen, seine Verbündete. Er wollte nur noch ein bis zwei Tage dableiben, um keinen Verdacht zu wecken, und dann unter irgend einem Vorwand — eine alte Tante, die sterbenskrank wird, hat man ja stets auf Lager — für einige Tage Urlaub erbitten und nicht mehr wiederkehren. Er freute sich

seiner Schlaueit und verlachte die Beschränktheit der Frauen.

Die Gräfin wandte sich noch einmal zurück und befahl ihm, um ein Uhr vorzufahren. Sie hätte einen Besuch am Graben 12 zu machen.

Pünktlich um 1 Uhr fuhr der Wagen vor. Die Gräfin stieg mit ihrer Gesellschafterin ein und befahl: „Graben 12, Baronin Steinitz.“

Die Gräfin war auf der Fahrt sehr still, sehr blaß und ihre Hand hatte sie in der Tasche, in welcher der kleine Revolver steckte. Sie wußte, daß um diese Zeit der Graben sehr belebt war und sich die Wagen nur im Schritt bewegen konnten. Darauf hatte sie ihren Plan gebaut. Rigos ganze Aufmerksamkeit mußte sich im Trubel auf seine Pferde richten und so konnte er nicht sehen, daß sie einen Polizisten herbeiwinkte und ihm etwas zuflüsterte. Er nickte, winkte sich einen zweiten herbei, der eine schwang sich auf den Bock, der andere in den Wagen, und ehe Rigo noch wußte, was ihm geschah, sagte die Gräfin laut: „Verhaften Sie ihn, er hat mir heute nacht meinen Schmuck gestohlen.“

Wild sah Rigo um sich und wollte vom Wagen herunterspringen.

Die Polizisten hielten ihn fest. Die Gräfin befahl: „Sie fahren jetzt direkt nach der Polizei ohne jeden Widerstand, sonst knalle ich Sie wie einen tollen Hund nieder,“ und sie hielt dem Tieferschreckten die Mündung der Pistole entgegen.

Zähneknirschend blieb Rigo nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Eine Stunde später hatte Gräfin Rettow ihren Schmuck, ihre Papiere und ihre Börse wieder. Die Börse schenkte sie Luise, die vor Scham und Reue zerfloß.

Ganz Wien sprach tagelang von der Unerfrohenheit und dem kühnen Streich der schönen Gräfin. Man bewunderte sie. Am meisten Baron Remmo, den die reizende Frau endlich erhörte mit der Begründung, daß das Bibelwort recht hätte: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Gottes Wege.

Ein Advent- und Weihnachtsgeschichte.

Von H e d w i g B e r g e r.

Nachdruck verboten.

Der trübe Wintertag neigte sich seinem Ende zu. Der Nordwind heulte durch die Gassen, rüttelte an den Fenstern und Türen, tollte um die Kamine und peitschte die Schneeflocken in wil-

dem Reigen auf und nieder, bis sie sich ganz schüchtern und verängstigt an die Fronten der Häuser flüchteten. Aber auch diesen Schutzplatz mißgönnte ihnen der grausame Geselle. Er fuhr ihnen nach und wirbelte sie von neuem in die Lüfte, was zur Folge hatte, daß sich zu beiden Seiten der Gasse unregelmäßige Erhöhungen bildeten.

In meinem Zimmer war es warm und gemütlich. Ich saß in der Sopha-cke, meinem Lieblingsplätzchen, sah dem Tanze der gepeinigten Flocken zu und gab meinen Gedanken Audienz.

Nach manchen Irrfahrten führten sie mich zu der Nachmittagspredigt zurück, aus der ich soeben heimgekehrt war und die von Gottes Vorsehung gehandelt, die der Mensch nicht zu begreifen vermag und an denen er doch so gerne rüttelt und deutelt. Der Prediger, ein noch junger, geistvoller Mann, der erst kürzlich hierher versetzt worden war, hatte es verstanden, dieses schwierige Thema auf das fesselndste auszuführen.

Noch klang mir seine sonore Stimme in den Ohren, wie sie begeistert von der unendlichen Weisheit Gottes sprach, die wir beschränkte Erdenkinder freilich nicht zu erfassen vermöchten, die aber mit einer so hohen Güte gepaart sei, daß der Herr gar nicht anders könne, als unser Bestes zu wollen und zu fördern. Da ständen wir Menschen oft verzweifelt und suchten die Rätsel zu lösen, die in dem einzigen Wörtchen „Warum?“ enthalten sind. Warum dieser jähe Sturz vom höchsten Glück in das tiefste Leid? Warum triumphiert das Laster auf der Höhe der Würden, Ehren und Reichthümer, indessen sich die zertretene Unschuld im Staube windet? Warum sehen wir hier das blühende, vielversprechende Kind, den Stolz und die Freude seiner Eltern, dort den kraftvollen Mann, den Ernährer seiner Kinder, ins Grab sinken, indessen das lebensmüde, untätige Alter noch zu jahrelangem Dulden verurteilt bleibt?

Selten, sehr selten will es unserm grübelnden Geiste gelingen, eine befriedigende Antwort auf diese Warum? zu finden. Gottes Wege sind dunkel, eng und verschlungen. Durch Labyrinth hindurch, an schwindelnden Abgründen vorbei führt er uns zum Ziele, aber immer zu einem hohen, herrlichen Ziele.

Manchmal wird uns das schon auf Erden klar; in den weitaus meisten Fällen aber müssen wir uns auf die Heimkehr in jene seligen Regionen verträsten, in denen es keine Rätsel mehr gibt und wo es offenbar werden wird,

daß gerade das, was wir als unser größtes Unglück betrachtet haben, unser größtes Glück wurde, wenn auch vielleicht nicht im leiblichen, sondern im geistigen Sinne. Bis dahin heißt es eben nur, dem Vater im Himmel vertrauen, auch wenn er uns unbegreiflich scheint, uns demüthig unter seine Hand zu beugen, die wohlthut, auch wenn sie schlägt und mit dem frommen Job zu sprechen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gehenedeit!“

„Vertraue dem Vater im Himmel, auch wenn er dir unbegreiflich scheint.“

Wer hatte diese Worte schon zu mir gesprochen? War es nicht die zitternde Stimme eines alten Mannes, die jetzt wie aus weiter Ferne an mein Ohr schlug und fast genau dasselbe sagte, wie der begeisterte Priester?

„Und woher weißt Du denn, mein Kind, daß dich das, was du jetzt als dein Glück ersehnt, nicht tief elend gemacht hätte? Vertraue doch dem Vater im Himmel, auch wenn er dir unverständlich erscheint.“ Ja, so hatte der einfache, alte Mann gesprochen, zu dem ich mich in dem tiefsten Leid meines jungen Lebens, verraten und verlassen von allen, wie ich mich geglaubt, geflüchtet und im Anschlusse daran hatte er mir eine Geschichte erzählt . . .

Wie deutlich steht der Tag noch vor mir, da ich von der zwei Stunden entfernten Bahnstation meinem Heimatdörfchen zustrebte. Es war auch ein Wintertag, aber grundverschieden von dem heutigen. In stumpfer Bläue spannte sich der Himmel über die in ihren Schneemantel eingehüllte Erde. So weich, so wollig breitete sich derselbe über sie aus, alles unschöne und Rauhe liebevoll verhüllend und dabei glitzerte er im Sonnenlichte, daß mir die Augen schmerzten. Mir tat überhaupt alles weh, am meisten das Herz, das müde, wundete Herz. . . . Auf den Gräbern meiner Lieben wollte ich Weihnachten feiern, die beschneiten Hügel mit Stechpalmen schmücken und meine Stirn an den kalten Marmor pressen. Vielleicht, daß mir dann endlich die Tränen kamen, die erlösenden Tränen . . .

Aber unwillkürlich lenkte ich meine Schritte nicht direkt dem Friedhof zu, sondern hielt bei dem ersten Häuschen des Dorfes an. Hier wohnte ein Mann, der auf meinen Entwicklungsgang seit meinen ersten Kinderjahren großen Einfluß gewonnen und auch jetzt an meinem Kommen einen gewissen Anteil hatte.

Ein ärmliches Häuschen war's, das

wohl schon an hundert Jahre stand und dessen Lehmmauern, wie auch das Strohdach schon oft ausgebessert worden waren, daß man sich nur wundern mußte, daß sie diese Flickarbeit überhaupt noch vertrugen. Augenblicklich jedoch war das verwitterte Strohdach unter einer dicken Schneekruste verborgen und die Neben, welche die Lehmmauern liebevoll umspannten, blitzten in ihrem Schneebesatz wie kunstvoll gearbeitete Filigranketten. Auf den Obstbäumen des winzigen Gärtchens trieb eine Schar munterer Vögel ihr lärmendes Wesen. Sie spotteten des Winters. Hatten sie doch soeben erst auf dem sorgfältig rein gefehrten Futterplätzchen eine üppige Mahlzeit gehalten und wußten sie doch, daß sie es auch morgen wieder würden tun können. Der „Gänse-Anton“ vergaß der kleinen gesiederten Lebewesen nicht, solange der Winter seine rauhe Hand über das Land hielt; er theilte redlich sein Stückchen Brot mit ihnen, denn vom Überfluß konnte man bei ihm nicht sprechen.

Als ich herantrat, stand er unter der Türe, die seine breite, vierschrötige Gestalt fast ganz ausfüllte, hielt seine lange Pfeife im Munde und sah mit vernünftigem Schmunzeln dem mutwilligen Treiben der gesiederten Kostgänger zu.

Der Gänse-Anton, wie man ihn nur im Dorfe nannte oder Anton Denk, wie er eigentlich hieß, war ein hoher Sechziger, mit viereckigem, grob geschnittenem, aber unendlich gutmütigem Gesichte, aus dem ein paar tiefblaue Augen flug und gewinnfreundlich leuchteten. Wer in diese Augen blickte, mußte dem Manne gut sein. Sein rechter Arm war steif und nach rückwärts umgebogen, die Hand gekrümmt infolge eines Schlangenfalles, den er einst erlitten. Da er dadurch erwerbsunfähig geworden, hatte ihn die Gemeinde zum Gänsehirt bestellt und nun sorgte er schon fast an zwanzig Jahre für die weiß- u. schwarzgefiederten Lieblinge der behäbigen Bäuerinnen. Die gemeiniglich als dumm verschrienen Tiere kannten und liebten ihn aber auch. Auf Schritt und Tritt watschelten sie ihm nach und nie bedurfte er für sie einer Peitsche; sie gehorchten jedem Wink seiner langen Pfeife, die ihn nie verließ und ihm in Ausübung seines Amtes sozusagen als Herrscherstab diente. Da führte er sie denn nach der Jahreszeit entweder in die Tiefen der Hügel, welche das Dörfchen umsäumten und wo sie Gras in Hülle und Fülle fanden, oder auf die mit Körnern besäeten Stoppelfelder, und saß, indessen sie sich gütlich taten, auf ei-

5. Oktober.

nem großen Steine oder unter einem breitstämmigen Baume, lange Monologe haltend. Die hochfaste Jugend wollte allerdings wissen, es seien dies keine Monologe, sondern philosophische Vorträge für seine Schutzbefohlenen und es sei darum nicht weiter verwunderlich, daß unser Dörfchen auf Meilen in der Runde die gebildetsten Gänse aufzuweisen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. Oktober.)

1. **Sonntag.** (17. nach Pfingsten.) **Rosenfranzfest.** Festevangelium (Luk. 1, 26—38): Maria wird vom Erzengel Gabriel als die Gnadenvolle begrüßt — Sonntagsevangelium (Matth. 22, 35—46): Christus belehrt die Pharisäer über die zwei größten Gebote und zwar das Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe. Er liefert ihnen den Beweis seiner göttlichen Macht und Würde. — Remigius, Bischof († 533). Sonnenaufgang um 6 Uhr 0 Minuten, -Untergang um 5 Uhr 38 Min.; Tageslänge 11 St. 38 Min.

2. **Montag.** Leodegar, Bischof und Märtyrer († 678); Gerin, Mart. († 677); Amanus, Bischof. — 3. **Dienstag.** Gerhard, Abt († 959); Brüder Ewald, Mart († 695). 4. **Mittwoch.** Franz v. Assisi, Ordensstifter († 1226); Edwin, König. — 5. **Donnerstag.** Placidus, Mart. († 546). — 6. **Freitag.** Bruno, Ordensstifter († 1101). — 7. **Samstag.** Markus, Papst († 336); Justina, Mart.

8. **Sonntag.** (18. nach Pfingsten.) **Evang.** (Matth. 9, 1—8): Jesus verzieh einem Gelähmten seine Sünden und bezeugte diese seine göttliche Macht durch ein Wunder, indem er den Sichtbrüchigen heilte und ihn den Gebrauch seiner Glieder wiedergab. — Brigitta, Witwe († 1373); Laura, Laurentia, Jungfr. und Mart. — Vollmond um 5 Uhr 9 Min. morgens.

9. **Montag.** Dionysius, Bischof u. Mart. († 272). — 10. **Dienstag.** Franz von Borgia, Bef. († 1572). — 11. **Mittwoch.** Wilmarius, Bef. († 774); Bruno, Erzbisch. († 995). — Sonnenaufgang um 6 Uhr 16 Min., -Untergang um 5 Uhr 17 Min.; Tageslänge 11 Stunden 1 Min. — 12. **Donnerstag.** Maximilian, Bischof und Mart. († 283). — 13. **Freitag.** Eduard, König und Bekenner († 1066). — 14. **Samstag.** Kallistus, Papst und Mart. († 223); Burkart, Bisch. († 752).

15. **Sonntag.** (19. nach Pfingsten.) **Kirchweihfest.** Festevangelium (Luk. 19, 1—10): Jesus kehrt beim reuigen Zöllner Zachäus ein und verkündet, daß dessen Haus Heil widerfahren sei. — Sonntagsevangelium (Matth. 22, 1—14): Jesus lehrt im Gleichnisse von der königlichen Hochzeit, daß die Juden die ersten waren, die die Einladung zum Eintritte ins Himmelreich verschmähten, dafür wurden die Heiden berufen, aber auch von diesen nur die würdigen. — Theresia, Jungfr. († 1582); in Schlesien: Hedwig, Herzogin und Witwe. — Erstes Viertel um 12 Uhr 44 Min. morgens.

Der hl. Meinolph, Archidiacon zu Baderborn. († 847.)

Etwa 3 Stunden von Baderborn entfernt, in der Nähe der alten und malerischen Wevelsburg und des ehemaligen Klosters Böödefen steht im engen Talgewinde eine uralte Linde. Dort erblickte der Sage nach der hl. Meinolphus auf der Flucht seiner Mutter das Licht der Welt um das Jahr 780. Seine Eltern waren in dortiger Gegend reich begütert und sehr angesehen. Die Mutter war zum Christentum gelangt, der Vater war noch Heide und fiel bald nach der Geburt seines Sohnes im Kampfe. Die Mutter, namens Wichtrud, zog sich während der Kriege Karls des Großen gegen die aufrührerischen Sachsen mit ihrem Kleinen in die einsame Gegend von Altenbödefen zurück. Hier verlebte sie einige Jahre in Ruhe, als eine andere Verfolgung sie aus diesem Zufluchtsorte vertrieb. Der Bruder ihres verstorbenen Gemahls kam in verbrecherischer Absicht zu ihr. Die edle Wichtrud entfloß zum Frankenkönig Karl, um bei ihm Schutz für sich und ihren Sohn zu suchen. Der König nahm sie freundlich auf und übernahm bei ihrem 4jährigen, noch nicht getauften Sohne die Patenstelle. Er gab dem Knaben den Namen Meinolph d. h. meine Hilfe. Vielleicht sah der König im prophetischen Geiste in dem Täufling ein gottgegebenes Werkzeug zur Befestigung des christlichen Glaubens in dieser Gegend.

Die Erziehung des jungen Meinolph übertrug der König dem ersten Bischof von Baderborn, Hathumar, welcher, wie sein Nachfolger Badurad, in Würzburg ausgebildet im Jahre 795, den neuerrichteten Bischofsitz von Baderborn einnahm. Von diesen beiden heiligen Lehrern erzogen, lernte Meinolph die Güter der Welt verachten, und wünschte nichts sehnlicher, als unter die Zahl der in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Geistlichen der Baderborner Domkirche aufgenommen zu werden. Der Bischof Badurad entsprach seinem sehnlichsten Wunsche. Meinolph leuchtete durch seine vortrefflichen Geistesgaben, seine große Bescheidenheit und sein freundliches Wesen so sehr, daß ihn der Bischof zu seinem innigsten Freunde und beständigen Gefährten erkor.

Einst legte der hl. Bischof seinen Geistlichen die Frage vor, was der Heiland wohl mit den Worten bei Matthäus 8. Kapitel habe sagen wollen: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, der Menschensohn aber habe nichts, wohin er sein Haupt hinlege.“ Einer der Umstehenden erklärte die Worte des Heilandes dahin: „Der Heiland trage ein inniges Verlangen, in unserem Herzen zu wohnen, allein der Zugang zu demselben sei durch unsere Sünden verschlossen. Darüber beklage sich der Heiland in der angeführten Stelle.“ Der hl. Meinolph ward von diesen Worten innigst gerührt, und er beschloß, damit die Klage des

Herrn nicht auf ihn Anwendung finde, nicht nur sein Herz durch die sorgfältigste Vermeidung jeder, auch der geringsten Sünde, Christus zur Wohnstätte zu geben, sondern auch einen Tempel und ein Kloster zu bauen, wo der Herr mitten unter gottgeweihten Personen seinen Sitz aufschlagen möchte.

In Ungewißheit über den geeigneten Platz, ward ihm durch eine wunderbare Erscheinung der Ort geoffenbart. Er erbat und erhielt die kaiserliche Bestätigungsurkunde und schritt rüstig zum Bau des Klosters. Die Einweihung der Kirche zu Böödefen fand am 10. November statt. Gottgeweihte Jungfrauen nahmen die Zellen des Klosters ein. Meinolph beschenkte das Kloster reichlich aus seinen umherliegenden Gütern. Auch verließ der Heilige 6 in der Nähe wohnenden Rittern ansehnliche Einkünfte und Lehen, um aus diesen zu gewissen Zeiten des Jahres dem Kloster alle Bedürfnisse zum Unterhalte und zur Bekleidung zu reichen, und dasselbe gegen feindliche Überfälle zu schützen.

Nach Gründung des Klosters Böödefen war der Heilige unablässig bemüht, die christliche Religion unter seinen Landesleuten auszubreiten und mit dem Lichte der Wahrheit das Dunkel zu verscheuchen, welches noch öfters in die Herzen der jungen, dem Heidentum entwachsenen Sachsen seine Schatten warf. In diesem unermüdelichen Unternehmen zeichnete sich der Heilige so sehr aus, daß er als einer der vorzüglichsten Lehrer des christlichen Glaubens im Baderborner Lande und als einer der heiligsten Männer hoch verehrt wurde.

Wie hoch der Archidiacon Meinolph bei seinem Bischof und dem Volke in Ansehen stand, geht unter anderem daraus hervor, daß er von Badurad im Jahre 836 nebst einigen anderen Klirikern an den Bischof Alderich zu Mans in Frankreich gesendet wurde, um die Reliquien des heil. Liborius, des Freundes des hl. Martinus, für die Domkirche in Baderborn zu erbitten. Die zahlreichen Wunder, welche bei der Übertragung der Überreste des hl. Bischofs Liborius geschahen, haben ohne Zweifel noch vieles dazu beigetragen, den eifrigen Diener Gottes für höhere Vollkommenheit erglühn zu machen. Reich an Tugenden und Verdiensten, brennend vor Verlangen nach der unauflöselichen Vereinigung mit Jesus Christus, ging er am 5. Oktober in die Freude des Herrn ein. Wie Meinolphus sein ganzes Leben lang durch Heiligkeit glänzte, so wurde er auch nach seinem Tode durch Zeichen und Wunder von Gott verherrlicht. Das von ihm erbaute Kloster wurde im Jahre 1409 in ein Stift der Augustiner-Chorherren verwandelt, als was es segensreich wirkte. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgehoben und die Kirche in ein Wirtschaftsgebäude umgewandelt, Der kostbare Reliquienschein des Heiligen wurde an einen jüdischen Trödler verkauft. Die Reliquien des hl. Meinolph samt den dabei

gefundenen Messglöckchen aber wurden nach der Bußdorfkirche bei Baderborn gebracht.

Pantheismus, Monismus, Freidenkerei vor dem Richterstuhle der Vernunft.

(Fortsetzung und Schluß.)

5. Licht und Finsternis.

Du siehst, lieber Leser, um Freidenker, Monist, Pantheist oder ähnliches zu sein, muß man absichtlich das Auge seines Geistes vor der hellstrahlenden Sonne der göttlichen Offenbarung verschließen und sich in den Abgrund von Finsternis, Torheiten, Rätseln und Widersprüche stürzen. Um Pantheist zu sein, muß man jedes sittliche Gefühl ertöten, um Pantheist oder überzeugter Monist zu sein, muß man auf seinen **gesunden Hausverstand verzichten**. Drum, christliches Volk, mache die Augen auf! Es ist tief zu beklagen und tut einem in der Seele wehe, wenn man sehen muß, wie besonders die Arbeiterwelt und die sogen. Halbintelligenz sich vonseite der Sozialdemokratie oder Freidenkerei an Stelle der ewigen Heilswahrheiten der göttlichen Offenbarung den pantheistischen Blödsinn verhüllt und verbrämt mit gelehrten Phrasen unter der **Aushängesirma: Wissenschaft, freie Forschung als weltbeglückendes und volkrechtendes Evangelium** bieten läßt und dabei nicht einsehen, daß sie jämmerlich belogen, betrogen und beschwindelt ist.

Wahrlich, christliche Mutter, katholischer Vater, wenn du mit deinem sechsjährigen Kinde auf dem Spaziergange durch Gottes herrliche Natur hinschreitest über grüne Wiesen und sonnige Auen mit ihrem tausend und tausendfachen Blüten-schmuck, so entzückend schön und wunderbar — oder wenn du in einer klaren Sommernacht es hinaufblicken lässest in die unendlichen Fernen des Himmels mit seinen Millionen und Millionen herrlichen Welten, so groß und zahlreich, daß ihnen gegenüber unsere Erde nur als Punkt erscheint, und wenn du ihm die Hände zum Gebete faltest und es lehrst, den Herrn u. Schöpfer dieser großartigen Welt zu erkennen und zu lieben, dann hast du eine größere Kulturtat vollbracht, als wenn freisinnige Gelehrte dicke Bände von philosophischen Systemen schreiben, die sich im Scheidewasser der Vernunftkritik in Phantastiegebilde und — lächerlichen Unsinn auflösen. Nun noch ein Geschichtchen für die Herren Freisinnigen.

Geschichte eines Pantheisten.

Einer von den Schülern des jüngst heiliggesprochenen P. Clemens Hofbauer war Universitätsprofessor Dr. Madlener in Wien. Beide lebten in jener Zeit, wo die Freigeisterei in Wien besonders zu Hause

war. Madlener war Professor der Philosophie und als solcher ein Anhänger des Pantheismus seiner Zeit. Ging er vor dem Stefansdom vorbei, so zog er vor demselben den Hut, weil ihm natürlich so ein herrliches Werk der Baukunst als eine besonders imposante Manifestation (Erscheinungsform) der Gottheit vorkam. Madlener suchte seine pantheistischen Anschauungen auch unter seinen Schülern und in Freundeskreisen zu verbreiten. Zu diesem Schülerkreise gehörte ein gewisser Franz Springer. Der erkannte bald die ganze Lächerlichkeit der philosophischen Anschauungen Madleners und machte ihn manchemal in sarkastischer Weise auf die Ungereimtheiten derselben aufmerksam. Als Dr. Madlener einst von Zahnschmerzen arg geplagt wurde, schrieb Springer mit großen Buchstaben an dessen Zimmertür: „Der Gott Madlener hat Zahnweh“. Beide machten später Bekanntschaft mit dem hl. Clemens M. Hofbauer, wurden seine eifrigsten Schüler, später Priester und zwei der tüchtigsten Mitglieder des Redemptoristenordens. Der berühmte Bischof Ketteler von Mainz lernte Madlener in Innsbruck kennen und schrieb von ihm folgendes in einem Briefe: Heute haben wir mehrere Stunden bei den Redemptoristen zugebracht und einige Kapitalmänner kennen gelernt. Unbeschreiblich bewunderungswürdig ist ihr P. Rektor Madlener, der die wunderbarsten Schicksale in seinem Leben durchgemacht hat. Er war früher Professor in Wien u. ein totaler Pantheist, bis er plötzlich von der Gnade Gottes gerührt die stolze Philosophie verließ und nun zur Ehre Gottes sich an derselben Akademie unter die Schüler der Theologie setzte, wo er bis dahin einen so hochmütigen Lehrstuhl eingenommen hatte. Dennoch gestand er, habe ihn diese Demütigung einen weniger schweren Kampf gekostet als das Abbeten des Rosenkranzes. . . . Er hat uns recht viel aus seinem Leben erzählt. Immer wieder setzte es mich in Erstaunen, von einem so schlichten Manne solche Lebenserfahrung und Klugheit kundgeben zu hören.“ — So Ketteler. Wie man sieht, kann also Gottes Gnade auch aus einem Pantheisten noch etwas machen, wenn er guten Willens ist.

Wir haben gezeigt, was an dem Pantheismus daran ist. Mag in der Beurteilung desselben manch scharfes Wort gefallen sein, so gilt dieses dem Lehrsystem, aber nicht den Personen, die ihm zum Opfer gefallen sind. Wir halten es mit der katholischen Kirche. Die ist intolerant gegen Irrtum und Unwahrheit, sowie das Licht gegen Finsternis intolerant ist, aber sehr tolerant gegen die Irrenden. Möchten alle Freisinnigen, welche noch ein wenig guten Willen haben, einem Dr. Madlener und anderen edlen Geistern folgen, die sich aus dem Irrtum zur vollen Wahrheit durchgerungen haben, denn mit unserem Herrgott läßt sich nun einmal nicht spassen. Wir sagen, die guten Willens

sind. Denn umsonst ist der Appell an die gesunde Vernunft und den guten Willen bei jener Gattung von Freisinn, der die Schwäche seiner Argumente (Beweise) durch um so größere Kraft der Mittel ersetzen will, mit denen er katholische Studenten oder Teilnehmer an katholischen Versammlungen traktiert, bei jener Art von Fortschritt, der mehr mit Speicheldrüsen, als mit Vernunftgründen arbeitet, bei jener bedenklichen Kulturrichtung, die durch Rosenkranzspottlieder, durch „Heil“ und Los von Rom-Brüllen und durch Beschimpfung des katholischen Priestertums das deutsche Volkstum retten will, bei jenem heuchlerischen Pharisäertum, das sich im Bruststone sittlicher Entrüstung über Priesterkandale ereifert, während es selbst der freien Herrenmoral eines Nietzsche huldigt, die über Begriffe von Moral, Sünde und Sittlichkeit schon lange hinaus ist. Aber gerade eine Volksgefahr und ein Verbrechen an der unschuldigen Jugend wird die Freidenkerei, wenn man den blühenden Unsinn des Monismus nicht bloß in der freisinnigen Presse verbreitet, sondern nach dem Plane der freien Schule auch zur Schulreligion machen will. Wie sich die freisinnigen Jugendbildner als Apostel der Freidenkerei und Loge erweisen, das erzieht man aus den Lehrerblättern, die an Priester-, Kirchen- und Glaubenshaß jedem Soziblatt den Rang ablaufen. In Nr. 19 der österr.-deutschen Lehrerzeitung z. B. lag ein Werbezettel der Freidenker- und Freimaurerzeitung „Das freie Wort“ bei. Da wurde von dem Lehrerblatt diese Halbmonatszeitschrift auf das wärmste empfohlen. Es heißt da unter anderem auf dem Werbezettel: Das freie Wort bekämpfe vor allem die Machtansprüche der römischen Priesterkirche, es decke den verhängnisvollen Einfluß auf, den sie in allen Ländern gewonnen habe, wo man sie nicht kalt zu stellen vermochte. Das freie Wort fordere die Trennung von Kirche und Staat, Schule und Kirche, — also die bekannte Forderung der Loge. Doch nicht genug damit. Auch die Jugend soll in der Freidenkerei erzogen werden. In einer Schulordnung der Reichenberger-Lehrer an die Schuljugend werden alle möglichen Vorschläge und guten Ratschläge gegeben. Sehr gut! Aber vom lieben Gott, von der Pflicht des Gebetes, von Kirchenbesuch und Sakramentsempfang findest du keine Spur. Für Gott ist kein Platz mehr in der Schule. Doch nein. Es heißt ja in der Unterweisung für die Kinder: Freuet euch an der schönen Nat., denn da weht Gottes Odem! Das ist recht pantheistisch. Christliches Volk, sei auf deiner Hut und gib acht, wem du deine Kinder zur Erziehung anvertrauest!

Das fürstlich Thun'sche Schloß in Tetschen.

Am herrlichen und vielbesuchten Elbestrand thront auf gar gewaltigen Felsmassen das imposante fürstlich Thun'sche Schloß in Tetschen. Zahllose Geschlechter sah es an sich vorübergehen und Jahrhunderte lang schon vernahm es das Rauschen des sagenumwobenen Elbestromes. Das Schloß ist ein Bauwerk alter Zeit und es vernahm öfters das Klirren der Kriegswaffe, besonders während des 30jährigen Krieges. Um das Jahr 1628 wurde es von dem alten österreichischen Grafengeschlechte Thun, das aus Südtirol stammt, erworben und seitdem blieb es im Besitze des fürstlichen Geschlechtes Thun-Hohenstein.

Das Schloß ist kein besonders bauliches Kunstwerk, doch was ihm an äußerlicher

demie, Herr Bergler, kunstfertig gemalt hat. Weitere Kostbarkeiten besitzt das Schloß in der 30.000 Bände umfassenden Bibliothek, der historischen Bildergalerie, der Münzsammlung und dem Antiquitätenkabinett.

Eine Berühmtheit von klangvollem Namen war bis in die letzte Zeit der Tetschner Schloßgarten, bekannt besonders durch seine paradiesischschöne Orchideenkultur, die keine Gartenanlage des europäischen Festlandes an Pracht überholen konnte. Großartig waren auch die Kamelien u. Ananas-Pflanzungen sowie die Rosenkulturen, die Hunderte von Fremden anlockten. Heute sind die Schloßgärten für Fremde nicht mehr zugänglich.

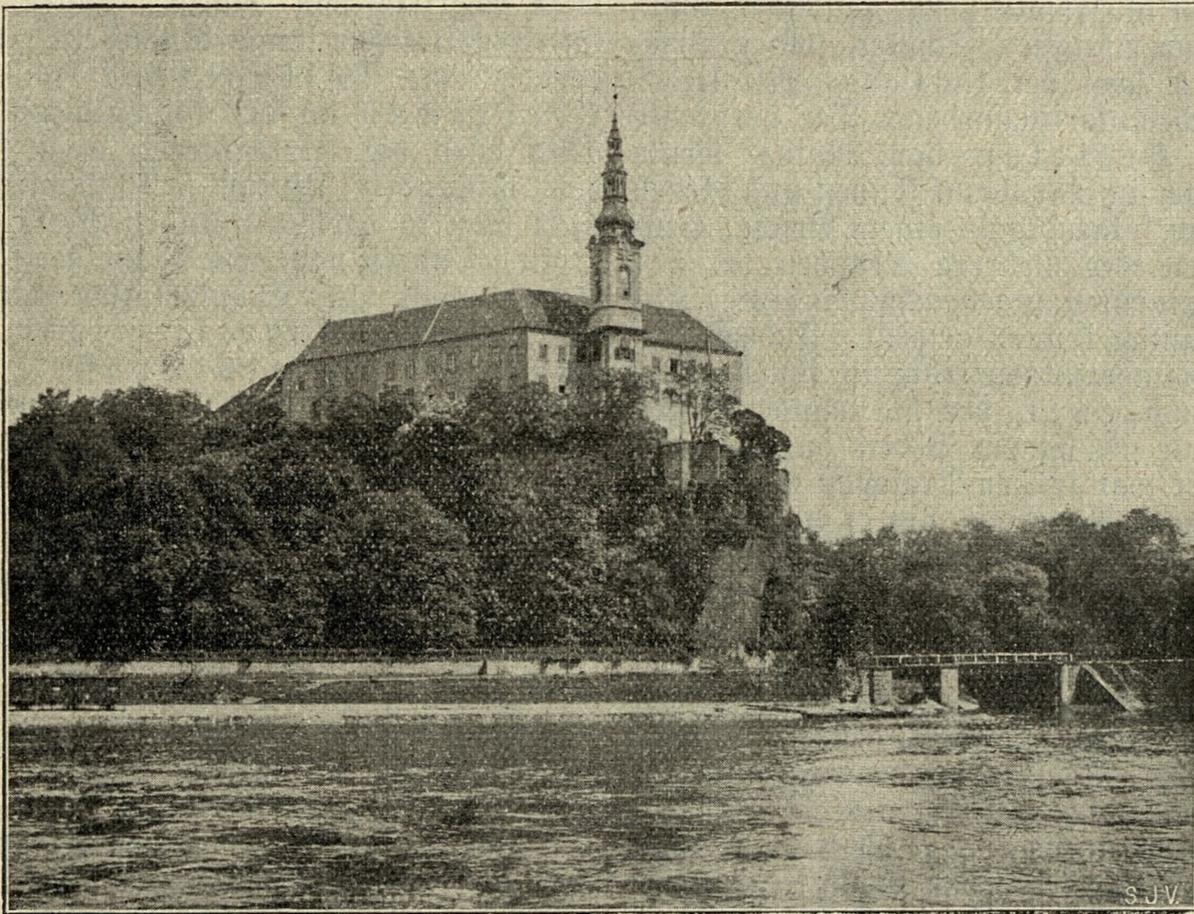
* * *

Nicht weit vom Schlosse, unterhalb der Kettenbrücke im Flußbette des linken Elbeufers liegt ein etwa sechs Quadrat-

schein kam, vom Steine ablesen. Gleichzeitig ist auch immer die Höhe des Wasserstandes auf ihm verzeichnet. Die Jahreszahl 1447 erinnert außer der ungeheueren Feuerung, gleichwie im heurigen Jahre an zahllose furchtbare Brände. Ganze große Waldungen fielen in d. damals sehr trockenen Zeit dem verheerenden Feuer zum Opfer. Im Jahre 1472 kam er wieder und war in seiner ganzen Größe zu sehen. Damals regnete es von Pfingsten an zwölf Wochen nicht mehr und die Leute mußten meilenweit nach Borna laufen, um Wasser zu kaufen, so daß es hieß, Wasser ist teurer als Wein. Im Jahre 1580 fiel von Anfang September bis Ende Dezember kein Regen mehr, so daß alle Mühlen still stehen mußten. Im vorigen Jahrhundert zählte das Jahr 1842 zu den besonders heißen und wasserarmen; denn annähernd vier Monate gab es damals keinen Regen. — Während für die liebe Jugend der Wassermangel der Elbe das größte Klavier bedeutete, hat er in diesem Jahre der Binnenschiffahrt den schwersten Schaden gebracht. Durch seine Härte und Strenge war schon der Winter für dieselbe bedeutend ungünstiger als sonst, und nun legte der regenlose Sommer den Schiffverkehr vollends lahm, so daß die Aussichten der Binnenschiffer in diesem Jahre überaus traurige sind. Auch die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die ihre Vergnügungsdampfer auf der Elbe fahren läßt, hat in diesem Jahre natürlich schwere Einbußen erlitten. Wochenlang mußte sie den Verkehr völlig einstellen. Daß der Wassermangel und die durch ihn bedingten Verkehrsstockungen aber gerade in die Zeit der Hochsaison fielen, wo sonst Tausende von Reisenden die reizvollen Elbfahrten unternehmen, bedeutete eine doppelt harte Schädigung.

Ein ideales Gemeinwesen.

Von einem wenig bekannten Gemeinwesen, das seit Jahren in der Nähe von Barcelona existiert und das Ideal manches Sozialreformers ohne Lärm verwirklicht hat, berichtete kürzlich ein Mitarbeiter des „Momento“ lehrreiche Einzelheiten. Der Begründer dieser Gemeinde ist Graf Guall, der Besitzer der größten spanischen Sammtfabrik, der in der Nähe seines Unternehmens diese Arbeiterstadt erstehen ließ, in der er selbst mit seinen Söhnen inmitten seiner Arbeiter lebt. Seine beiden Söhne, Klaudius und Eusebius, leiten als Direktoren die Fabrik. Das Dorf besteht aus 150 schönen, großen Häusern, mit lichten, hellen Räumen, überall blüht es in schmucken Gärten, für die Kinder sind Schulen gebaut, eine Kirche ist errichtet, Lehrer, Arzt, Pfarrer und Apotheker walten ihres Amtes. Das Haus des Grafen liegt in der Mitte des Dorfes, und die gräfliche Familie teilt Freude und Leid mit ihren Arbeitern. Nie hat ein Mißklang in 18 langen Jahren diesen Frieden gestört. Ein bezeichnendes Bei-



Das fürstlich Thun'sche Schloß in Tetschen.

Schönheit fehlt, bringt seine herrliche Lage und die fürstliche Inneneinrichtung ein. Das Schloß selbst zählt an 100 Säle und Gemächer und schon manchmal bot es fürstlichen Persönlichkeiten und gekrönten Häuptern gastliche Unterkunft. So hatte es nach der Tepliker Monarchenzusammenkunft und der Errichtung der Kriegserinnerungsdenkmale bei Kulm 1835 den Kaiser Ferdinand, die Könige von Preußen und Sachsen sowie viele andere hohe Persönlichkeiten zu Gästen. Im Juni des Jahres 1854 fand im Schlosse ein Monarchenkongreß statt. Während desselben wohnte auch unser Kaiser mit weiland der hochedlen Kaiserin Elisabeth sowie andere Fürstlichkeiten im Schlosse.

Das fürstliche Schloß zählt auch eine kostbare Kapelle zu seinen Einrichtungen. Bemerkenswert ist das Altarbild, welches der erste Direktor der Prager Kunstak-

meter großer Basaltblock: der sogenannte Hungerstein. Er hat seinen Namen von seiner Erscheinungszeit, die gewöhnlich in sehr trockene Sommer fällt; darum ist sehr auch seine Inschrift zu verstehen: Wenn du mich siehst, dann weine. Der Hungerstein beim Tetschner Schloß ist schon öfters zu sehen gewesen, doch einen derartig niedrigen Wasserstand wie heuer, hatte die Elbe wohl seit langer Zeit nicht und seine Mahnung geht durch die geradezu drückende Feuerung im heurigen Sommer und für den kommenden Winter in traurige Erfüllung. Gar manche Träne wird fließen, die bitterster Hunger aus dem Auge des Armen pressen wird.

Seine älteste Ziffer gibt das Jahr 1417 an und seitdem zeigte er sich öfters und war somit der Vorherverkünder sehr teurer Zeiten. Man kann seit dem Jahre 1417 alle Jahre, die der Hungerstein zum Vor-

spiel: Am 23. Februar 1905 fiel ein Knabe in einen Kessel voll heißen Farbstoffes. Man brachte den Verunglückten ins Krankenhaus und einige Tage später erklärten die Ärzte, daß man zur Amputation beider Beine schreiten müsse. Nur ein Ausweg blieb, die Translation von Menschenhaut auf die verletzten Glieder. Der Pfarrer rief die Gemeinde zusammen und erklärte die Lage. Er bot sich an, sich ein Stück Haut herauszuschneiden zu lassen. Sofort meldeten sich 43 Arbeiter, die seinem Beispiel folgten, darunter auch die beiden Söhne des Grafen. Als Direktor der Fabrik beanspruchte Klaudius, der ältere der Brüder, das Recht, sich als erster auf den Seziertisch zu legen. Sein Bruder folgte, dann kam der Pfarrer und noch sieben Arbeiter. Der Kranke wurde gerettet und lebt noch heute. D. v. B.

Hungersteine anno 1911.

(Autorrechte gewahrt.)

Wo sind des Elbstroms rollende Wellen,
Was will das stumme Schiff im Hafen?
Warum das Nichtstun an Uferstellen,
Wo sonst sich Fleiß mit Arbeit trafen?!
Versunken sind die lustigen Wogen,
Verdorrt, ersterben daneben die Fluren —;
Der Sonne glühheiße Strahlen zogen
Im weiten Umkreis verheerende Spuren.
Den Wässern entwachsen die Hungersteine

— Von AUFFIG bis Hamburg den Elbstrom sie säumen —

Und künden das Elend nicht bloß zu Scheine
Und machen erwachen aus schädlichen Träumen!

Drum leset zu Tetschen am Hungersteine
Bei überbrücktem denkwürdigem Orte
„Wenn du mich siehst, dann weine weine“

Und prüfet gut den Sinn der Worte!
Otmar Kleinschmied.

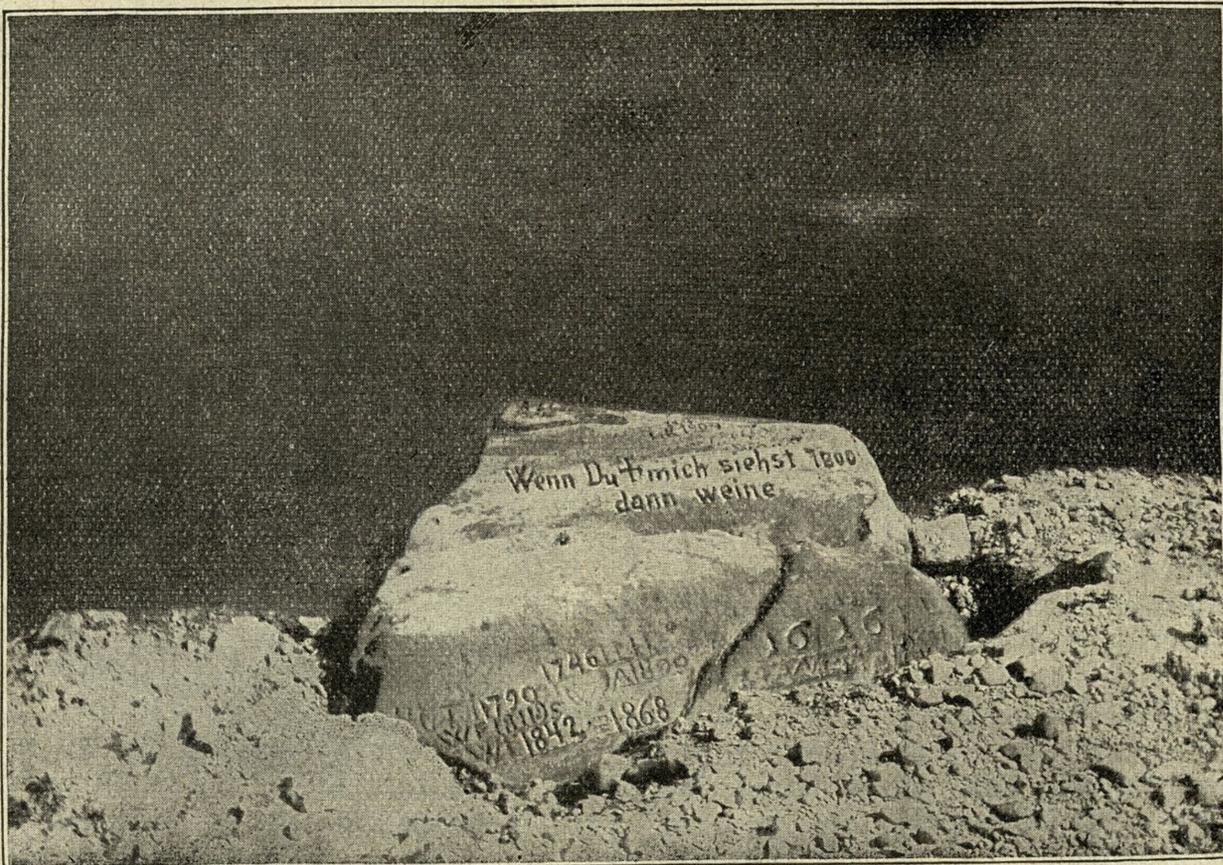
Ein Pfarrer, der an seinem Plaze war, ist der Pfarrer Albert Seltwer gewesen, von dessen plötzlichen Ableben in Niklasdorf, D.-Schl., wir in unserer letzten Nummer meldeten. In einer Zeit, da man den kath. Studentenverbindungen in den weitesten Kreisen noch viel zu kühl gegenübersteht, zählte der unermüdete Seelsorger schon längst zu ihren überzeugtesten Freunden. Das war etwas ganz besonderes! Wilschargierte kath. Studenten gaben ihrem Ehrenmitgliede die letzte Ehre. Das blühende kath. Vereinswesen in Niklasdorf und den vielen anderen Pfarrgemeinden, wo der teure Tote gewirkt, ist zumeist sein Werk. Er ließ die imposant am Bielestrand gelegene Pfarrkirche in Niklasdorf ausmalen, hob den Sakramentenempfang, gestaltete den Gottesdienst recht feierlich. Leider fand sein uneigennütziges, edelgesinntes Wirken nicht überall die verdiente Anerkennung und häßliche Quertreibereien gegen ihn scheinen sein plötzliches Ende verursacht zu haben. In der Blüte seines Lebens, in der Vollkraft des besten Mannesalters, im 39. Lebens- und 16. Priester-

jahre ist er gestorben! Die überaus großartige Beteiligung von Volk u. Priestern (72) an seinem Begräbnisse, war wohl die überzeugendste Grabrede, daß Pfarrer Seltwer an seinem Plaze war. R. i. p.

Der schimpfliche Verdacht.

Die Tochter eines kleinen Landwirtes in Au bei Göding war nach Wien gekommen, um eine Dienstbotenstelle anzutreten. Sie kam in ein vornehmes Haus als drittes Stubenmädchen. Durch ihre Anstelligkeit hatte Therese, so hieß das Mädchen, sich beliebt gemacht und wurde zu persönlicher Dienstleistung der Hausfrau verwendet. Das Mädchen bewährte sich und sie erwarb sich die Zufriedenheit der Herrin, die ihr alle getragenen Toilettestücke, Hüte, Schirme und auch Kleider schenkte. Als die Dienstgeberin eine längere Reise antrat, erhielt Therese einen mehrwöchentlichen Urlaub, den sie zu

ihr bedeutete, sie möge schleunigst schauen, daß sie wieder dorthin komme, von wo sie hergekommen sei. — Weinend verließ das Mädchen, begleitet von den höhnischen Zurufen und den Beschimpfungen ihrer Angehörigen, das Haus und fuhr zur Bahn zurück. Während sie weinend auf dem Bahnhof die Ankunft des Zuges erwartete, redete sie eine alte Frau, die Witwe eines Försters, an. Bei dieser hatte die Therese oft als Kind gespielt und war der Liebling der ganzen Familie gewesen. Jetzt erkannte die Försterwitwe in der eleganten Dame die Therese wieder und fragte teilnahmsvoll nach dem Grunde ihrer Trauer. Weinend erzählte die Gefragte, was ihr widerfahren war und daß sie nun nach Wien zurückkehren wolle. Die Försterwitwe redete dem Mädchen zu, nicht zu verzagen und mit ihr nach Hause zu kommen. Dort solle sie abwarten, bis sich alles geklärt habe. — Therese war glücklich



Der Hungerstein in der Elbe bei Tetschen.

Hause bei ihren Eltern zubringen wollte. Einen eleganten Riesenhut auf dem Kopfe, einen nicht minder feinen Sonnenschirm in der Hand kam sie in Göding an, wo sie der Bruder erwartete. Als dieser seine Schwester so aufgeputzt sah, tat er sehr zurückhaltend und ebenso erging es Therese, als sie nach Hause kam. Die Eltern jahen ihre Tochter mißtrauisch an, die Geschwister musterten die Angekommene mit eigentümlichen Blicken und ließen es nicht an Stichelreden fehlen, deren Sinn dem Mädchen erst später klar wurde. Bald mußte sie zu ihrem Schrecken wahrnehmen, daß Eltern und Geschwister Anstoß an ihrer Eleganz nahmen, weil sie glaubten, Theresens Luxus rühre von einem schlechten Lebenswandel her. Als Therese erklärte, daß all dies Geschenke ihrer Dienstgeberin seien, lachte man sie höhnisch aus und der Schluß war, daß man

über dieses liebenswürdige Angebot und fuhr mit ihrer alten Bekannten in das liebe im Walde gelegene Försterhaus, wo jetzt der Sohn der Witwe als Nachfolger des Vaters waltete. Die wenigen Wochen, die Therese in dem gastfreundlichen Hause zubrachte, genüigten, um ihr Lebensglück zu begründen. Der Förstersohn verliebte sich in das hübsche Mädchen und da die Erkundigungen, die er über Therese einzog, sehr günstig ausfielen, wird sie bald das stille Waldhaus als junge Frau beziehen. — Als Therese mit ihrem Bräutigam in ihrem Elternhause erschien, da verflog schnell der schimpfliche Verdacht und durch doppelte Liebe sucht man nun der unschuldig Gefränkten das Unrecht, das man ihr getan, wieder vergessen zu machen.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Die diesjährigen Bischofskonferenzen. In den letzten Oktobertagen finden im Wiener fürsterzbischöflichen Palais die heurigen Bischofskonferenzen statt. Der Hauptpunkt aus der großen Fülle des Stoffes, der dieser Konferenz vorliegt, ist der päpstliche Feiertagserslaß. Das Hauptreferat wird Erzbischof Dr. Nagl, Wien, führen.

Die Erzbischöfe Italiens für die christlichen Zeitungen. Die Bischöfe der Mark Ancona richteten an Geistlichkeit und Volk ein großes Hirtenschreiben, worin sie die Notwendigkeit der christlichen Presse betonten. Sie erklärten, daß die christliche Presse wichtiger sei als die übermäßige Ausschmückung der Altäre bei religiösen Festlichkeiten. Die Presse müsse den Altar schützen und wenn die Presse nicht geschützt werde, kann einmal die Zeit kommen, wo der Altar schutzlos ist.

Die Lage der Kirche in Italien wird immer unleidlicher. Die glaubenslose Menge leistet unter Anführung des Sindacos Nathan geradezu unglaubliche Beschimpfungen und Verhöhnungen gegen Papsttum und Kirche. Ihre Frechheit ging soweit, daß sie am 30. Sept., dem Erinnerungstage der Einnahme Roms, unter der Wohnung des Papstes einen Gedenkstein, der eine freche Herausforderung an den Papst bedeutete, enthüllen wollten; dieses Ansinnen jedoch hat die Regierung verboten. Der „Osservatore Romano“ stellte in einem Artikel fest, daß die Lage des Papsttums immer schwieriger und unerträglicher wird. Die Herausforderungen des revolutionären Blocks zeigen, daß das Freimaurertum eine zweite Revolution vorbereitet. Die katholischen Vereine Roms hielten Protestversammlungen und gaben darin ihrer Treue und Anhänglichkeit an Papst und Kirche Ausdruck.

Kurze Nachrichten aus aller Welt. Der Bischof Dr. Amigo von Southwark, England, hat vor vielen Tausenden katholischen und protestantischen Hopsenarbeitern auf freiem Felde eine feierliche hl. Messe gelesen. Diese Art seelsorgliche Fürsorge wurde dankbarst begrüßt. — Am 13. Sept. feierte in Bregenz der Kapuzinerpater Fridolin Galehr sein 50jähr. Ordensjubiläum. — Der verstorbene Krakauer Kardinal Buzyna hat sein hinterlassenes Vermögen testamentarisch dem von ihm gegründeten Knabenseminar überwiesen. — Dem Piusverein wurden dieser Tage von einem Unbekannten 10.000 K für die katholische Presse Österreichs gespendet. — Dem kathol. Universitätsvereine Salzburgs gingen von hoher kirchlicher Stelle 100.000 K mit dem Wunsche zu, daß bald die Errichtung einer kathol. Universität erfolgen möge. — Der Kaiser erteilt seit langer Zeit wieder allgemeine Audienzen. — Am 15. September fand die letzte Ziehung der fürstlich Ballstischen Losanleihe

statt. Das Los ist abgelaufen. — Der ehemalige polnische Landsmannminister Ritter v. Zalewski ist gestorben. — Bei einem Autowettrennen am 16. September in Syracuse (Nordamerika) rannte ein Auto in eine Menschenansammlung und tötete 6 Personen, während 14 schwer verletzt wurden. — Von dem Berliner Landesgericht wurde der Lehrer Georg Arndt wegen schwerer Sittlichkeitsverbrechen in 18 Fällen zu 5 Jahren Zuchthaus und 10 Jahren Ehrverlust verurteilt. — Bei ausgebrochenen Unruhen in Monterey (Mexiko) wurden 3 Personen getötet und 18 verwundet. Truppen stellten die Ordnung wieder her. — Am 15. September wurden die diesjährigen Kaisermanöver beendet. Der Thronfolger war sehr zufrieden und drückte den Offizieren und der Mannschaft seinen besten Dank aus. — Bei der Landtagserwahl wurde für den † Dr. Eppinger in Zwickau-Niemes der deutschfortschrittliche Bürgermeister Würfel aus Zwickau gewählt. — Bei der Jungfraubahn streifen 200 Arbeiter; sie beklagen sich über ungenügende Unterkunftsverhältnisse. Der Bau der Bahn erleidet dadurch eine unangenehme Verzögerung. — Durch einen Maschinenschaden geriet das über dem Manövergelände ruhig fliegende reichsdeutsche Militärluftschiff „M III“ in Brand und wurde vollständig vernichtet. Menschenleben war keines zu beklagen. — Dr. Weidenhoffer, der sich um das freigewordene Grazer Reichsratsmandat bewarb, wurde von den dortigen Freisinnigen abgelehnt. An seiner Stelle kandidiert Finanzsekretär G.-R. Dr. Garaitter. — 8000 mohammedanische Pilger, die nach Medina wollten, wurden von der Cholera befallen und dürfen die Reise nicht antreten. Hunderte sind bereits der Pestseuche erlegen. Auch aus Budapest werden mehrere Cholerafälle teils aus der Hauptstadt selbst, teils aus der Provinz gemeldet.

Oesterreich-Ungarn.

Wiederzusammentritt des Reichsrates. Der Reichsrat wird wegen der allgemeinen Teuerung bereits am 5. Oktober zu seinen Beratungen zusammentreten.

Der Wechsel im Kriegsministerium. Reichskriegsminister Schönauich ist gegangen und an seiner Stelle ernannte der Kaiser den General der Infanterie v. A u f f e n b e r g zum Kriegsminister. Auffallend bei der Ernennung ist, daß mit der Ernennung wieder ein Stück der Heeresgemeinschaft preisgegeben wurde. Der neue Minister ist nicht mehr Reichskriegsminister, sondern nur Kriegsminister. Kriegsminister v. Aussenberg wurde 1852 in Troppau geboren, besuchte in Wiener-Neustadt die Militärakademie. 1877 kam er zum Generalstabe, machte 1878 die Offiziantur mit. 1880 wurde er Hauptmann, 1888 Major, 1890 Oberstleutnant und 1893 Oberst und Kommandant des Infanterie-Regimentes Nr. 9. 1905 wurde er zum Feldmarschallleutnant

und 1909 zum kommandierenden General in Serajewo ernannt.

Wien im Zeichen der Revolution. Als ein Tag der Schmach wird für alle Zeit in den Blättern der Geschichte Wiens der 17. September verzeichnet bleiben. Wiens rote Internationale hat ihre Hände mit Blut befleckt. Nach Brot und billigen Lebensmitteln wollten sie rufen, statt dessen fielen sie wie Aufständische über das Eigentum des Mittelstandes und der ärmeren Volksklassen her und zerstörten deren Habe. Nicht weniger wie 180.000 Kronen Schaden haben sie an fremdem Besitz angerichtet. Den Ausschreitungen der sozialistischen Demonstranten gingen mehrere Versammlungen vorher, in denen die Massen zu Tumulten und Fenstereinschlägen aufgehetzt wurden. Und so geschah es auch. Tausende Fensterscheiben flirrten in Trümmer, Gartenanlagen wurden zerstört, Zimmereinrichtungen demoliert, 13 Schulen gestürmt, deren Bänke, Wandkarten und Lehr- und Lernmittel sowie sonstige Unterrichts-Erfordernisse verbrannt. In mehreren Schulen wurde direkt Feuer angelegt. Auch gegen den Kaiser wurden zahllose rohe Schmähungen ausgestoßen und dessen Bilder, wo man ihnen begegnete, in abscheulicher Weise vernichtet. Straßenbahnwagen wurden umgeworfen, wehrlose Frauen und Kinder belästigt und ihnen die Hüte vom Kopfe gerissen. Als Polizei und Militär einschritt, errichteten die Horden Barrikaden, um hinter deren Schutze die Sicherheitsorgane und das Militär mit Steinschüssen zu empfangen. Unaufhörlich erklangen freche Beleidigungen und Beschimpfungen auf die Hüter der Ordnung, ja man ließ sich auch zu Tätlichkeiten hinreißen, bis endlich das Militär mit der Schießwaffe eingriff und einen sozialdemokratischen Demonstranten tötete und an die 40 verwundete. Dessenungeachtet wüteten die Kämpfe ungeschwächt fort. Mehrere hundert wurden verhaftet und teilweise auch schon empfindlichen Strafen zugeführt. Allein die Strafe trifft nur die blinden Verführten, während die Aufwiegler ungestraft davonkommen. Wie würde es erst werden, wenn die roten Volksverführer zur unbeschränkten Herrschaft kämen!

Die Teuerung greift noch immer weiter. Täglich steigen die Preise dieser oder jener Bedarfsartikel. Ein Attentat auf die Taschen des Volkes beging das Bierbrauerkartell. Trotzdem das Gährungsverfahren durch eine neue Erfindung um 4 K per Hektoliter billiger geworden ist, erhöhten die Pilsener Brauereien den Hektoliter Bier um 3 K, während die anderen Brauereien den Hektoliter um 2 bis 3 K erhöhen werden. Ein Sturm der Entrüstung macht sich darob unter der Bevölkerung und den Gastwirten bemerkbar und allorts droht man mit dem Bierboikott. Die Preissteigerungen sind nichts anders als ein gewissenloser Raubzug auf das Volksvermögen, damit die Aktionäre

reiche Dividenden einstecken können. Die Pilsner Brauereien allein können mit einem Reingewinn von 9 Millionen K rechnen. Außer dem Brauerkartell gibt es aber noch viele andere, die sich gleichfalls die Not des Volkes zunutze machen und in unverantwortlicher Weise das Volk schröpfen. Wann werden einmal Kartellgesetze geschaffen werden, damit das Volk vor diesen gewissenlosen Ausaugern geschützt werde!

Deutschland.

Friedliche Lösung der Marokkofrage. Die Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland dauern noch an, neigen aber einem friedlichen Ende zu. Der französische Gesandte war jüngst beim Staatssekretär Riederlen-Wächter zu einem Liebesmahl geladen, was allgemein auf einen günstigen Abschluß hoffen läßt. Der Kabinettsgeandte, der dem französischen Botschafter Cambon die vom französischen Ministerrat beschlossene Antwort nach Berlin zu überbringen hat, reist von Paris ab. Die Antwort weicht nur wenig von den Vorschlägen ab. Man hofft in Frankreich und Deutschland, daß die Einmütigkeit nahe bevorsteht.

Das Ende des roten Parteitages in Jena. Am 16. September wurde in Jena der rote Parteitag abgeschlossen. Er war heuer viel interessloser als andere Jahre. Man hörte nichts wie ödes Schimpfen auf die Regierung und Staat sowie das Zentrum. Außerdem wurde auch über die Teuerung viel gesprochen, besonders darüber, wie man die Zeitlage für die sozialistischen Agitationszwecke möglichst ausnützen könne. Auf die Not des Volkes sind die Führer weniger bedacht, wenn nur sie aus den gesammelten Arbeiterkreuzern ihre fetten Gehälter beziehen können. Die Gehälter der Sekretäre wurden auf 5000 Mark erhöht.

Italien.

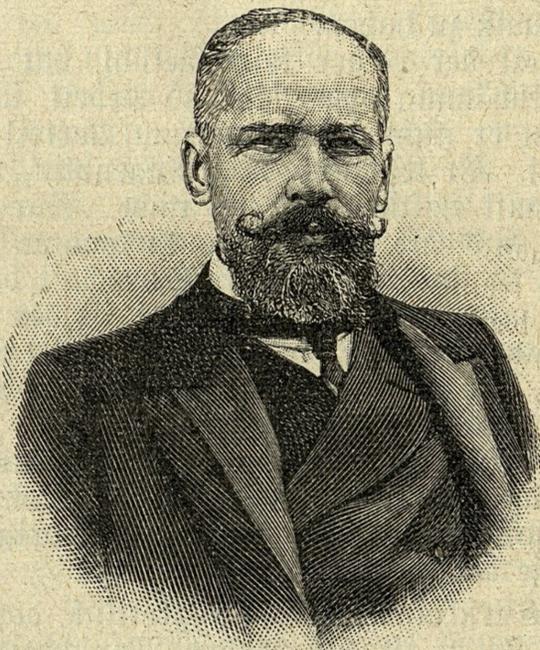
Kriegsgerüchte, die einer sehr ersten Spannung zwischen Italien und der Türkei entsprungen sind, lenken die Aufmerksamkeit auf die Ereignisse in Nordafrika. Italien beansprucht die türkische Provinz Tripolis in Nordafrika. Aus diesem Anlasse sollen auch schon italienische Truppen dorthin abgegangen sein. Die türkische Regierung verbietet den Truppen die Landung und droht mit der Ausweisung von mehr als 50.000 Italienern aus dem osmanischen Reiche. Daß die Lage eine ernste ist, verraten die Kursstürze an der Börse in Konstantinopel und Rom. Italien hat auch eine teilweise Mobilisierung angeordnet. Die Türkei ließ den europäischen Großmächten eine Note überreichen, worin gebeten wird, gegen die Absichten der italienischen Regierung einzuschreiten.

Der Vulkanausbruch des Atna. Einen gewaltigen Schaden und viel Besorgnis unter der Bewohnerschaft hat der Ausbruch des Atna, der nun schon seit dem 11. September glühende Erdmasse aus-

speit, verursacht. Die herabfließenden Lavamassen haben zahlreiche Weingärten und Kastanienwälder verheert. Auch viele Häuser, Straßen und Eisenbahngleise sind von den glühenden Gesteinsmassen zerstört worden. Mit dem Ausbruche wurden auch Erdstöße, die man am 13. September bis in Toskana verspürte, in Zusammenhang gebracht.

Rußland.

Die Ermordung des russischen Ministerpräsidenten Stolypin. Einem scheußlichen Verbrechen, dessen nur der verkommene schiechende Anarchismus fähig ist, fiel der russische Ministerpräsident Stolypin zum Opfer. Er war am 14. September bei der Denkmalsenthüllung für Alexander II. in Kiew gegenwärtig. Abends bei der Schlußfeier im dortigen Theater ereignete sich die traurige Tat. Der Mordhube Bagrow, Mitglied einer Verschwörerbande, näherte sich ihm in einem unbewachten Augenblicke und feuerte zwei Schüsse auf ihn los, die den Ministerpräsidenten schwer verletzten. Er wurde so-



Der russische Ministerpräsident Stolypin †.

fort in eine Privatfrankenanstalt gebracht, worauf seine Frau verständigt und ein russischer Priester herbeigerufen wurde. Der Mörder, der von der Menge fast gelynchet wurde, war sofort in Haft genommen worden. Anfänglich hofften die Ärzte, den Schwerverletzten am Leben erhalten zu können, doch nach der Operation, die zur Entfernung der Kugel aus den Rückenmuskeln unternommen werden mußte, befahl den Verwundeten eine Herzschwäche, der er auch am 18. September erlag. Der Verstorbene wurde sezirt und einbalsamiert.

Stolypin war seit 5 Jahren russischer Ministerpräsident und seiner eisernen Festigkeit gelang es auch, die revolutionären Gärungen zu unterdrücken und in dem gewaltigen Staate Ordnung zu schaffen. Er vermochte auch das brachliegende Parlament arbeitsfähig zu machen. In seiner religiösen Anschauung war er ganz der orthodoxen Richtung ergeben. Der

katholischen Kirche stand er nicht besonders freundlich gegenüber. Ihr legte er trotz des Freiheitsgesetzes, das im Oktober 1905 herauskam, arge Hindernisse in den Weg.

Auf Stolypin wurde ein Attentat ausgeführt u. zwar bereits bald nach Antritt seines Amtes am 25. August 1906, zur Zeit als in seinem Palaste eine Festlichkeit veranstaltet werden sollte. Eine Bombe sollte ihm das Leben zerstören. Allein er entkam dem Anschläge; dagegen verloren 30 Personen, unter ihnen auch 3 Attentäter, das Leben.

Am Freitag, den 22. September, fand unter fürstlichem Gepränge das Begräbnis des ermordeten Ministerpräsidenten statt. In Rußland trägt man sich mit dem Gedanken, dem Bezwinger der Revolution ein Denkmal zu setzen.

Am 25. September früh wurde der jüdische Mörder Bagrow hingerichtet. Er blühte die Bluttat durch den Strang.

Frankreich.

Ein Kriegsschiff in die Luft geflogen. Die französische Flotte hat Pech. Fortwährend hat sie Unfälle zu verzeichnen. Infolge eines Brandes, der die Munitionsvorräte zur Explosion brachte, ist am 25. September im französischen Hafen Toulon der Panzerkreuzer „Liberté“, der erst 1905 vom Stapel gelassen wurde, in die Luft geflogen. Durch die Explosion wurde das Schiff zerteilt. 300 Mann sollen teils in den Wellen, teils durch die Explosion den Tod gefunden haben. Der Schaden beträgt 50 Millionen Franks — das sind auch ungefähr soviel Kronen.

Spanien.

Revolutionäre Ausschreitungen. In Spanien ährt es ganz bedenklich. Jünast kamen schwere Streikrawalle in mehreren Provinzen vor, die zu blutigen Straßenkämpfen führten. In Valencia wurden arge Zerstörungen angerichtet und Sochrufe auf die Republik ausgebracht. In Alcira wurden das Rathaus und zwei öffentliche Gebäude von der sinnlosen Masse niedergebrannt. Militär stellte vorläufig die Ruhe wieder her; wer weiß auf wie lange. Denn unter dem Liebäugeln des Ministerpräsidenten Canalejas konnte sich ungestört die anarchistische Bewegung ausbreiten und den spanischen Königsthron gefährden. Vorläufig schien die Bewegung zu einem Sturm aufs Herrscherhaus noch zu schwach zu sein, aber in vielleicht nicht allzulanger Zeit wiederholten sich die Unruhen und stürzen den Thron wie im Nachbarlande Portugal. Der Gerichtsbehörde fielen im Volkshause, wo das revolutionäre Komitee untergebracht war, die Kassabücher in die Hände, die überraschende Enthüllungen über die Geldmittel brachten. Unter den Geldwendern für revolutionäre Zwecke befand sich auch eine der ersten Banken Spaniens. Nun ahnt man auch, woher die Sozialisten anderer Länder ihre Geldsummen beziehen.

Wissenswesen.

Die Missionsarbeit in Zentralafrika.

Einen äußerst lehrreichen und interessanten Vortrag über die Missionsarbeit, deren Mühen und Schwierigkeiten, hielt der Missionär P. M. Mohn im Bonifatiusverein selbständiger Katholiken Berlins. Er sagte ungefähr folgendes:

Wer da meint, die Aufgabe eines Missionärs bestehe eben lediglich darin, zu predigen, zu taufen und die anderen heiligen Sakramente zu spenden, täuscht sich gar sehr. Bis er so weit ist, hat's lange Zeit. Erst gilt es, den Boden zu bereiten, ehe die Saat ausgestreut werden kann, sonst fällt sie unter Dornen, und muß ersticken. Und diese vorbereitende Arbeit ist gerade die mühseligste und langwierigste. Die Leute müssen erst erzogen werden, zu urteilen über Dinge, wie wir urteilen, Begriffe zu bilden, wie wir sie haben, zu empfinden, zu denken nach unserer Art, kurz, die Welt zu schauen, wie wir sie schauen. Und das gerade hält beim Neger außerordentlich schwer, weil er, heimisch in seiner Ideenwelt wie wir in der unsrigen, eben vieles, was wir tun, höchst absonderlich und komisch findet und sich lustig macht über Dinge, die uns selbstverständlich sind, weil Sitten und Gebräuche einer europäischen Kulturwelt ihm ebenso fremd und wohl gar bedauerlich erscheinen wie uns die seinen. Hier muß erst Wandel geschaffen werden, eher ist an ein Übermitteln religiöser Begriffe überhaupt nicht zu denken.

Zunächst gilt's, den Neger zur Arbeit zu erziehen, ihn den Wert der Arbeit schätzen und so die Arbeit selber achten zu lehren. Im Urzustande ist der Neger jeder Arbeit abhold gesinnt, begreift auch gar nicht, warum man sich durch Arbeit etwas erwerben müsse. Das findet er höchst überflüssig. Er lebt eben von der Hand in den Mund. Hat er etwas, dann lebt er in den Tag hinein, sorglos und unbekümmert um das Morgen, hat er nichts, hungert er. Darin leistet er erstaunliches. Nur wenns zu arg wird, sucht er sich der Not zu erwehren; dann arbeitet er für drei, aber auch nur solange, wie es unbedingt notwendig ist. Ihm erscheint eben die Arbeit nicht als eine Quelle des Segens, sondern als ein abscheuliches Übel, das man meiden müsse mehr als den Hunger oder Not. Da also der Neger ohne regelnde Arbeit lebt, kennt er auch den Wert der Zeit nicht, denn schließlich führt doch immer erst die geleistete Arbeit zu der Erkenntnis, daß Zeit Geld sei. Ihm ist es einerlei, ob es Morgen oder Abend ist, ob heute oder morgen, er geht müßig stundenlang, tagelang, wochenlang. Nie hat er etwas zu versäumen, und er versäumt auch nichts. Niemals ruft ihn die Pflicht, niemals sein Gewissen.

So fehlen dem Neger die ersten und notwendigsten Kulturbegriffe. Doch ist in dieser Beziehung schon vieles erreicht worden. Zu den Missionären kommen die

Neger zur Arbeit, mehr als wir brauchen können; sodaß viele abgeschickt werden müssen. Sie werden verwendet für Garten- und Feldarbeiten, für Haus- und Straßenbau und allerhand andere Beschäftigungen. Das leidige dabei ist nur, daß sie fortdauernd beaufsichtigt werden müssen, weil sie sonst müßig stehen; jede Arbeit muß ihnen von den Missionären vorgemacht werden, es fehlt ihnen jegliche Selbständigkeit. Als Lohn erhalten sie Schmuckgegenstände, namentlich Glasperlen und Kleidungsstücke, in letzter Zeit auch Geld. Zu den Engländern hingegen gehen sie höchst ungern in Arbeit, weil sie dort eine erniedrigende Behandlung erfahren, das Gefühl hierfür geht dem Neger nicht ab. Früher waren sie auch gegen die katholischen Missionäre sehr mißtrauisch. Doch das hat sich gelegt. Jetzt kommen sie mit unbedingtem Vertrauen, daß es oft eine Freude ist, ihre Zutraulichkeit zu beobachten. Untereinander aber sagen sie selten die Wahrheit, und wer etwas erworben, und wäre es selbst eine ganz minderwertige Sache, er hält es geheim und trägt es erst bei Nacht nach Haus, um es ja gewiß zu haben.

Weil der Neger kein Gefühl hat für Wertschätzung von Zeit und Arbeit, überschaut er nicht, was ihm zum Vorteil gereicht. Er lebt nur vom Augenblick, eine Zukunft existiert für ihn nicht. Nur wenige sind, die hierin eine Ausnahme machen, es sind die, die zur Herrschaft berufen sind. Aus diesem Grund ist der Neger auch wenig erfinderisch. Er sinnt nicht nach, wie er die Natur bezwinde, wie er sich helfe. Darum besitzt er wenige und sehr primitive Werkzeuge. So verharret er infolge seiner sonderbaren und verkehrten Auffassung der Dinge auf der niedrigsten Stufe der Kultur.

So erscheint es wohl begreiflich, daß es nicht leicht ist, eine solche Menschheit zu erziehen für Kultur und Religion. Aber noch mit vielerlei anderen Schwierigkeiten haben die Missionäre dort zu kämpfen.

Immerhin sind die Erfolge, die bislang erzielt worden sind, bedeutend, jetzt reift die Saat heran, die wir vor Jahren ausgestreut, so daß jetzt für uns die Ernte beginnt. Missionsstation Lul, gegründet von den Söhnen vom Hl. Herzen Jesu, deren Mutterhaus in Verona steht, liegt im englischen Zentralafrika, im Gebiete der Schilluk-Neger. Die Station besteht seit zehn Jahren und zählt gegenwärtig sechs Missionäre und ebenso viele Schwestern. Den Missionären liegt die Erziehung des männlichen, den Schwestern die des weiblichen Geschlechtes ob. Ist die Arbeit des Missionärs auch überaus mühsam u. gefahrbringend, er läßt sie sich nicht verdrießen, arbeitet er doch an einer der edelsten und herrlichsten Aufgaben der zivilisierten Welt: Das blinde Seidentum dem Lichte des Glaubens und der Gesittung zu erschließen.

Erziehungswesen.

In manchen Familien herrscht die nicht schöne Sitte, daß weder der Vater noch die Mutter eine halbe Stunde findet, wo sie mit den Kindern liebevoll plaudern oder überhaupt mit diesen verkehren. Ja, es kommt vor, daß, wenn ein Kind sich ihnen naht, man dieses schroff abweist mit der unzulänglichen Entschuldigung: Ich habe keine Zeit, geh lieber. Und das Kind geht liebesuchend wieder fort. Das trifft namentlich bei der Mutter zu, die im Hause schaltet und waltet und vor übergroßer Geschäftigkeit das eine notwendige übersieht, dem Kinde auch einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Ein amerikanisches Blatt beschäftigt sich auch mit dem Gedanken, den Kindern etwas Zeit zu widmen. Das Blatt schreibt darüber:

Lege deine Hände in den Schoß, wenn deine Kinder mit dir plaudern wollen.

Viele Frauen haben niemals Zeit. Niemals eine Stunde der Sammlung oder der Ruhe, um sich selbst oder ihren Kindern zu leben. Nicht, solange diese klein sind und sie im überlasteten Haushalt sich abhezen müssen, daß alles peinlich sauber, jeder Fensterknopf und jeder Bildernagel gepuzt ist — nicht, wenn die Kinder mit ihnen spielen oder älter geworden, sie über Welt und Leben befragen.

Schweig! Das ist nichts für dich! Frage das Mädchen oder die Tante, oder wer es sonst ist. Kein liebes Eingehen auf die Seele des Kindes oder sein Empfinden.

Eine große Zahl von Frauen erkennt noch immer nicht, daß gerade heute durch die Erziehung die Wurzelfäden des künftigen Charakters beim Kinde, die feinen ererbten und anerzogenen „Empfindungswellen“, beobachtet, beschnitten und veredelt sein wollen, wie es durch den kundigen Gärtner geschieht, wenn er die Schönheit oder Eigenart einer Blume erhöhen will. Eine rechte Mutter muß stets Zeit für ihre Kinder haben, sowohl für die kleinen Sorgen derselben als auch für die großen. Die Kleinen wie die Großen fühlen gar deutlich, wenn der Sinn der Mutter nicht völlig bei der Sache ist, die sie ihr anvertrauen, und wenden sich alsdann instinktiv an andere, bei denen sie ein größeres Interesse für ihre Angelegenheiten voraussetzen.

Der Mutter geht so das Vertrauen ihrer Kinder oft verloren, das Beste und Einzige, welches sie für tausendfache Mühe belohnen kann, indem es ihr in Jahren der Liebe u. Fürsorge die Fähigkeit verleiht, durch das feine Gespinnst der Erziehung den blumenreichen Teppich des Glücks für die Zukunft ihrer Kinder zu weben.

Gesundheitspflege.

Heidelbeerwein.

Seit einer Reihe von Jahren hat man der Beerentwein-Bereitung eine größere

Aufmerksamkeit zugewendet. Die Heidebeere, die zu den nutzbringenden Kräutern gezählt wird, hat durch die Verwendung zu Wein eine größere Bedeutung erlangt. Der Heidelbeerwein nimmt unter den Beerenweinen eine erste Stelle ein.

Medizinische Autoritäten empfehlen denselben ganz besonders, weil er infolge seines Tanningehaltes gährungs- und fäulnishemmend wirkt, die Absonderung der Schleimhäute vermindert und bei akutem und chronischem Darmkatarrh, blutigen Durchfällen, Leibschmerzen usw. vortreffliche Dienste leistet. Ebenso ist derselbe seines milden, rein weinigen und lieblichen Geschmacks und der schönen, roten, aber glodenhellen Farbe wegen als Tafelgetränk sehr zu empfehlen. Die Herstellung des Heidelbeerweines ist ebenso einfach u. leicht, wie die der anderen Beeren- und Traubenweine. Nachdem die reifen, möglichst frisch geernteten Beeren durch Abspülen mit kaltem Wasser von Staub und Blätterteilchen befreit sind, werden sie wie Trauben gefeilt, sodann mit dem erhaltenen Most so viel etwas erwärmtes Wasser zugesetzt, daß die Säure in ihm gemildert wird. Darauf setzt man eine genügende Menge Zucker und während der Gärung eine Kleinigkeit Zimmt und Solunderblüte hinzu, welche letztere dem Weine einen besonders angenehmen Geschmack verleihen. Läßt man die Beeren im gemahlene Zustand noch etwa 24 Stunden stehen, ehe sie gefeilt werden, so erhält der Most eine um so dunklere Farbe, doch muß das Gefäß bedeckt sein, weil sich sehr leicht Schimmelpilze einfänden. Der so gewonnene Most wird in ein Faß gefüllt und am dritten Tage mit einem sogenannten Garspund versehen. Die Gärung geht am besten vor sich bei einer Temperatur von 18—25 Grad C. Da der Heidelbeermost aber ohnehin wegen seines Eiweißgehaltes schwer gärt, ist es gut, wenn man ihm etwas Rosinen oder andere eiweißhaltige Körper zusetzt. Die Rosinen werden zerhackt, in warmem Wasser aufgeweicht und dann dem Moste beigefügt.

Geht die erste Gärung gut von statten, so kann nach 5 bis 6 Wochen der Abstich von der Gese erfolgen und in einem reinen Faß die Nachgärung abgewartet werden. Der Abstich erfolgt mittels eines Gummischlauches, den man in das Faß einsetzt, ansaugt und in das darunter liegende leere Faß steckt. Nach dem Abziehen bringt man den Wein in einen kühlen Keller, wo das Faß durch Nachfüllen stets spundvoll gehalten werden muß, um nach drei Monaten den zweiten Anstich vornehmen zu können.

Für kleine Haushaltungen, denen die Keltereiergeräte nicht zur Verfügung stehen, empfehlen wir zum Auspressen der Heidelbeeren die leicht käuflichen und vorzüglich arbeitenden Kartoffelpüree-Pressen mit dem Bemerkten, daß es aber immer

gut sein wird, die Fruchthäute der Beeren vor dem Pressen zu zerreißen. Zur Herstellung von einem Hektoliter Heidelbeerwein sind zu nehmen: 32 kg Früchte, 18 bis 26 kg Zucker, je nachdem man Haus- oder Tischwein oder Liqueurwein bereiten will, und das übrige Wasser.

Für Haus und Küche.

Leber-Suppe. Feinblättrig geschnittene Rindsleber dünstet man mit Abschöpf Fett, Zwiebel und grüner Petersilie, gut ab, stäubt sie; wenn der Saft verdunstet ist, gießt man Rindsuppe daran und läßt alles gut verkochen. Die Suppe wird geseiht und über gebackene Semmelschnitten angerichtet.

Stodfisch auf bürgerliche Art. Der Fisch wird in kochendem Wasser mit etwas Milch gebrüht, mit Butter und Zwiebel gedünstet und beim Anrichten mit in Butter gerösteten Semmelbröseln bestreut. Gebratene Erdäpfel und Sauerkraut werden dazugegeben.

Saftbraten. Ein Stück Lungenbraten oder ein aus den Knochen gelöstes Stück Veiried wird gleichmäßig zugeschnitten, geklopft und mit Pfeffer eingerieben. In einer Kasserolle legt man Speckscheiben, die Knochen, Wurzelwerk und ein Lorbeerblatt, läßt darin das Fleisch etwas anbraten, worauf man es mit heißem Wasser angießt und 2 bis 3 Stunden dünsten läßt, bis es weich ist. Man gießt öfter Wasser nach und salzt ein wenig. Der Saft wird geseiht über das zerschnittene Fleisch angerichtet.

Durchgetriebene Kartoffelnudeln. Man schlägt 2 Eier mit 3 Eßlöffel Mehl in einem Löffchen mit einem Kochlöffel, bis es zähe geworden ist und gibt Salz und vier Hände voll heiß passierte Kartoffeln dazu. Man drückt diesen Teig durch das Reibeisen in siedende braune Suppe und faßt die Nudeln heraus, wenn die Suppe damit bedeckt ist. Nachdem der ganze Teig zu Nudeln gekocht ist, gibt man den Rest der Suppe zu denselben in den Suppentopf.

Für den Landwirt.

Kompost ist der beste und billigste Wiesen- und Weidedünger.

In den Kreisen unserer Landwirte greift immer mehr die Überzeugung durch, daß der Kompost der beste, billigste und wirksamste Wiesen- und Weidedünger ist. Die Gemüsegärtner haben den Wert des Kompostes längst erkannt, ebenso viele Wein- u. Obstgärtner, die auch den Stallmist nur in kompostiertem Zustande verwenden. Ein Hauptvorteil des Kompostes liegt darin, daß er zu jeder Zeit verwendet werden kann, sowohl im Frühjahr als auch nach dem ersten Schnitte u. Herbst. Guter Kompost gewährt den Gras- und Kleeurzeln im Winter auch einen guten Schutz und ist es für die feinen Sämereien geradezu ein vorzügliches

Reimbett, wie ein solches auch durch die Wiesenmoosegge kaum in diesem Maße erreicht werden kann. Der Kompost ist auch ein lebendiger Dünger, er führt dem Boden Bakterien (Lebewesen) zu, erwärmt ihn und hält ihm auch länger die Feuchtigkeit. Freilich kann auf solche Erfolge nur ein guter Kompost Anspruch machen und nicht etwa ein wirrer Haufen aus Erde. Zum Kompost nehme man Erde aus Gräben, Teichen usw., dann die Abfallstoffe aus der Wirtschaft, Mische, Ruß, Schutt, Unkraut, Geflügeldung usw. Diese Stoffe werden zu einem mäßig hohen Haufen — höchstens einen halben Meter hoch — vereinigt und nach Möglichkeit fleißig mit Sauche begossen. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, die Haufen nicht zu hoch zu machen. In Deutschland macht man oft Komposthaufen so niedrig, daß sie behufs Reinhaltung von Unkraut auch mit dem Pfluge bearbeitet werden können. Dem Komposthaufen kann zum Zwecke schnellerer Verwesung auch Kalk beigemischt werden. Die Haufen sind im Jahre mehrmals umzuarbeiten. Nach 1 einhalb bis 2 Jahren ist der Kompost reif und man wird die günstigsten Erfolge auf Feldern und Wiesen darin sehen, daß Massenerträge erzielt werden. Da guter Kompost in erster Linie reich an Stickstoff und Kali ist, was der Sauche zuzuschreiben ist, empfiehlt es sich, zur Kompostdüngung in jedem Jahre eine Thomasmehldüngung (4 bis 5 Meterzentner pro Hektar) zu geben. Bei reiner Stallmist- oder Kompostdüngung könnten sich die feinen Gräser und guten Kleearten und Wickenarten nicht auf die Dauer behaupten, sondern würden von dem weniger anspruchsvollen groben Wiesenkräutern unterdrückt werden. Die Kompostdüngung ist eine wirksame Ergänzung der mineralischen Düngung, mit welcher in den letzten Jahrzehnten so große Erfolge erzielt worden sind. Möge die Stallmist- und Kompostdüngung nirgends vernachlässigt werden, denn nur bei einer angemessenen Abwechslung zwischen Natur- und Kunstdünger wird der Landwirt voll auf seine Rechnung kommen können.

Gemeinnütziges.

Essig aus Kartoffeln zu machen. Man benutzt dazu gefrorene Kartoffeln und wäscht dieselben mit kaltem Wasser ab, kocht sie hierauf in einem Fasse mit Wasserdampf; sind sie gar, so zerstößt man sie mit einer hölzernen Keule. Die Masse wird nun mit Zusatz von etwas Gerstenschrot oder geschrottenem Malz gehörig mit warmem Wasser eingemaischt, mit Hefen in Gärung gebracht, nach Ausgärung aber die Flüssigkeit durchgeseiht, in Säuerungsgefäße gefüllt, worin sie, mit etwas Essig versetzt, im geheizten Zimmer so lange liegen bleibt, bis der Essig fertig ist.

Toilettenschwämme zu reinigen. Man wäscht die Schwämme gut in warmem

Wasser, drückt sie gehörig aus und wäscht sie so lange mit Zitronensaft, bis sie weiß und geschmeidig sind; hierauf werden sie in reinem Wasser gespült und getrocknet. Wird diese Reinigung von Zeit zu Zeit wiederholt, werden die Schwämme nie mehr so glitscherig, auch muß man dieselben gleich nach dem Gebrauche auswachen und zum Trocknen aufhängen.

Speisen vor Mäusen zu schützen. Man nimmt einige Stengel wilder Münze mit den Blättern daran u. legt diese zu Käse, Getreide oder anderen Speisen, die den Angriffen der Mäuse ausgesetzt sind. Die Nagetiere berühren dann die Speisen nicht, jedenfalls aus dem Grunde, weil ihnen der starke Geruch zuwider ist.

Büchertisch.

Als eines der reichhaltigsten Jahrbücher stellt sich der „**Österreichische Hauskalender für 1912**“ (Verlag Ambr. Opitz, Warnsdorf, Nordböhmen) dar. Um den geringen Preis von 80 h (geb. 1 K) bietet dieses stattliche, mit mehr als 100 guten Bildern gezierte Buch außer dem Kalendarium zwölf spannende Erzählungen namhafter Schriftsteller, zirka dreißig, größtenteils illustrierte Aufsätze über neueste hervorragende Schöpfungen der modernen Technik, interessante geschichtliche Notizen, Apologetisches, Winke für Landwirtschaft, für Gewerbe, Gesundheitspflege usw. Dem unterhaltenden und belehrenden Teile schließt sich eine sehr reichhaltige Jahresrundschau mit Bildern an. Außer dem 120 Seiten umfassenden Textteile und dem Kalendarium bringt der Kalender auch noch ein alphab. Verzeichnis der Taufnamen, der Genealogie des Kaiserhauses, Tabellen für Postwesen, Gebühren, Stempelpflicht, ein Jahrmärtsverzeichnis für Böhmen, Mähren und Schlesien usw. Eine reizende Zugabe ist das in mehreren Farben gedruckte liebevolle Titelbild „Im Mai.“ Daß um einen so billigen Preis so viel geboten werden kann, ermöglicht nur die hohe Auflage dieses mit Recht so beliebten Kalenders.

Festtagsläuten. Zwei Deklamationsbücher zum Gebrauche für Vereine, Pensionate, Fortbildungsschulen usw. Die Gedichte sind mit feinem Verständnis ausgewählt und für verschiedene Veranstaltungen sinnvoll eingeteilt. Die Gedichte sind vortrefflich u. es werden gewiß die Vereinsdeklamatoren diese zwei Bücher dankbar begrüßen. Beide Bände kosten brosch. 4 K 80 h, geb. 6 K. Verlag: Paulinus-Druckerei, Trier.

Für unsere Rekruten. Ein sehr zeitgemäßes Büchlein hat der bestbekannte Benediktinerpater Seb. v. Der im Herderschen Verlage herausgegeben. **Halt, wer da?** Ein Wort an die Soldaten. Einst selbst Soldat, der sich als Offizier für den Vaterlandsdienst das eiserne Kreuz erworben, kennt P. v. Der das Soldatenleben von Grund aus und daher konnte er auch ein so herrliches Büchlein als Wegleiter für unsere Soldaten herausgeben, sodaß selbst der Deutsche Kaiser seine vollste Anerkennung über dieses Soldatenbüchlein aussprach. Dasselbe verdient, in die Hand eines jeden Soldaten gelegt zu werden Preis 60 h. — Im Verlage Herder, Freiburg und Wien, erschienen weiter: **Der Mensch und sein Engel.** Ein Gebetbuch für kath. Christen v. Alban Stolz. Der Name des Verfassers bürgt uns für die Gediegenheit und Vortrefflichkeit des Büch-

leins. Es erschien bereits in 15. Auflage und kostet geb. 1 K 44 h. Im Anhang gibt der Verfasser eine Anleitung zu einem wahrhaft gottgefälligen Leben. Das Buch ist auch in größerem Druck für Schwachsichtige erschienen und kostet 2 K 40 h.

Empfehlenswerte katholische Zeitschriften. An erster Stelle unsere erste österreichische illustrierte Zeitschrift **Immergrün**, Verlag Ambros Opitz, Warnsdorf. Mit 1. Oktober erscheint **Immergrün** im 24. Jahrgange. Immergrün wird eine neue textliche Ausstattung, feinere Illustrationen usw. erhalten. Für den neuen Jahrgang wurden auch eine Reihe Schriftsteller erster Größe als Mitarbeiter gewonnen. Es wird allerdings im Preise um 1 K steigen, aber der Betrag von 5 K zu diesem starken Bande in gar keinem Verhältnis stehen. Dem sehr gut redigierten Immergrün wären zum neuen Jahrgange noch mehrere tausend neuer Abonnenten zu den alten zu wünschen, damit sich dadurch die Zeitschrift noch mehr ausbauen könnte. —

Die katholischen Missionen, Herder, Freiburg und Wien, unsere beste kath. Missionszeitschrift. Sie verdient, in jedem Hause Eingang zu finden; denn erst durch diese Monatsblätter gewinnt man ein Bild von dem so dornenvollen Missionsberuf und seinen Arbeiten. Preis per Jahr 6 K. — **Jung Österreich** ist eine Zeitschrift für die Interessen der katholischen Jugend. Ernst und Scherz wechseln im textlichen Teil in rechter Weise ab und machen die Zeitschrift für die Jugend interessant. Preis per Jahrgang 2 K 60 h. Die Zeitschrift erscheint monatlich. — **Apostolat der Presse.** Annalen des Werkes vom hl. Paulus. Katholische Monatschrift zur Belehrung und Unterhaltung. Sie erscheint monatlich 12mal und kostet ganzjährig 2 K 40 h. — **Canisiusstimmen**, zugleich Stimme Mariä. Echo von Rom und der Herz Jesu-Andacht. Im achten Hefte ist auch ein zeitgemäßer Artikel „Werdet Apostel der Presse“ enthalten. Die Zeitschrift ist eine streng religiöse und sie geht in der Förderung katholischen Lebens auf.

Geistliche Medizin für Kranke, von Alban Stolz. Herder, Freiburg und Wien. Preis 48 h. Das Schriftchen enthält in kraftvoller Sprache reichen Trost fürs kranke Menschenherz.

Zur Beachtung! Die hier erwähnten Bücher und Zeitschriften sind in der **Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf**, Nordböhmen, auch gegen Teilzahlungen, zu haben. Dieselbe liefert auch alle übrigen Bücher, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher, Schulbücher, Musikalien usw.

Buntes Allerlei.

Höchst fatal.

Frau: „Denke Dir, Mann: bei dem Kaffee, den ich gestern geben mußte, fiel d. zappelige Diebmeier, die nicht eine Minute still sitzen kann, mit dem Stuhl um! Tot habe ich mich geschämt!“ — „Warum? Es war doch ihre Schuld!“ — „Ja — aber unten am letzten Stuhl klebte das Pfändungssiegel und alle staunten dieses Merkzeichen an!“

Künstlerbewußtsein.

In einer kleinen Landstadt hatte ein reisender Musikdirektor die kühne Absicht, ein Konzert zu geben. Mit Mühe und Not brachte er ein vollständiges Orchester

zusammen. In der ersten Probe vernahm der entsetzte Musiker so seltsame Töne des Kontrabasses, daß er nicht umhin konnte, dessen Spieler zuzuschreien: „Aber, mein Herr, Sie spielen ja ganz andere Noten als die, welche auf dem Blatt stehen.“ — „Gärre,“ erwiderte der ländliche Künstler im Selbstgefühl gekränkten Stolzes, Gärre, der Baß is meine, darauf spiel ich, was ich will.“

Der stolze Bettler.

Der Sepp, a' alter Bett'Imo',
Nimm, weil er nimmer laafa ko'
Im Hoamatdorf in's Armenhaus.
„Na,“ brummt er, „dös halt i net aus!
Daß s' mi da 'reintoan, waar' net not:
S' brauch' ja do' foa' Gnadenbrot!
S' bin no', Gott sei Dank, der Mo',
Der sich sei' Sach' derbett'ln ko'!“

Die Unterschiede.

Welche Ähnlichkeit gibt es zwischen einem Schriftsteller, einem Arzte und einem Lumpensammler? Antwort: Sie leben alle drei von Fällen, nur mit dem Unterschiede, daß der Schriftsteller mit Einfällen, der Arzt mit Zufällen und der Lumpensammler mit Abfällen sein Brot verdient.

Erzählt's ja nicht weiter!

Der P. Bourdenau, ein berühmter Kanzelredner unter der Regierung Ludwigs XIV., wurde einst von einem Arzte gefragt, was er für eine Lebensordnung führe. „Ich esse,“ sagte der Vater, „gewöhnlich nur einmal des Tages.“ — „Ich bitte Sie,“ sprach der Arzt, „sagen Sie dieses Geheimnis keinem andern, sonst verlören wir alle unsere Kunden.“

Schnadahüpfel.

A Buss'l und a Watschen
Is das höchste in der Welt,
A Watschen, wenn man's austellt,
A Buss'l, wenn man's erhält.

Suhu!

Sein letzter Wille.

„Sie nehmen also morgen meinen letzten Willen auf, Hochwürden Herr Pfarrer.“ Der dieses sprach war der junge Erdbauer, der im Begriffe stand, sich mit der Tochter des stolzen Großbauers zu vermählen. „Was, Ihren letzten Willen, Herr Erdbauer? Ich dachte, ich sollte morgen Ihre Ehe einsegnen?“ — „Ja, eben darum. Da habe ich noch einmal meinen Willen, dann aber ist's aus, denn dann hat nur meine Frau einen Willen.“

Der überlistete Nachbar.

Der Dedlbauer stand mit dem Herrn Advokaten an dem neuen Zaun seines Gartens. „Sehen Sie, Herr Doktor, jetzt hat der böse Nachbar den streitigen Zaun doch machen lassen. Sie wissen ja, daß durch die ehemalige schlechte Hecke immer seine Hühner geschlüpft sind und meinen Garten verfrakt haben.“ — Advokat: „Und jetzt haben Sie ihn wirklich zum Zaun gebracht, ohne Klage, ohne Prozeß?“ — Dedlbauer: „Kostet mich weder Gerichtskosten noch Gebühren, sondern nur drei Dukend Eier. Hören Sie! Als mich

Zeitgeschichtchen.

der Nachbar mit meinen Beschwerden über seine Hühner nur auslachte, schickte ich ihm alle paar Tage ein Duzend Eier hinüber mit dem Vorgeben, seine Hühner verlegen die Eier bei mir herüber. Als ich ihm einige Zeit darauf keine Eier mehr schickte, war in acht Tagen der Baum gebaut."

Die erkannte Uhr.

Auditor: „Infanterist Mayer, Sie wollen also die Uhr nicht kennen, welche in ihrem Koffer gefunden wurde? Diese hier!“ — Mayer: „Nein.“ — Auditor: „Profos, führen Sie den Kerl wieder in den Arrest, bis er mürbe wird!“ — Am nächsten Tage. Auditor: „Na, kennen Sie vielleicht jetzt die Uhr, Mayer?“ — Mayer: „Ja wohl, Herr Auditor!“ — Auditor heiter: „Na also, das ist gescheit, daß sie sich endlich besonnen haben!“ — Mayer: „Ja, Herr Auditor, warum sollte ich nicht die Uhr kennen? Der Herr Auditor hat sie mir ja erst gestern gezeigt.“

Der richtige Zimmerherr.

„Sehen Sie, Frau Nachbarin, unter einem richtigen Zimmerherrn versteh ich: daß er vorauszahlt; daß er im Jahre wenigstens 7 Monate aufs Land geht; daß er unter Tags nie zu Hause ist, damit man in seinem Zimmer ohne Störung einen Koffeeklatsch geben kann; und daß er nicht fragt: „Ja, wie ist es denn möglich, daß mein Holz schon wieder alle ist?“ Wissen Sie, solche anzügliche Bemerkungen, die hab ich am meisten aufgeschrieben!“

Ein Dämpfer.

In meiner Küche, erzählt ein Wirt, sind alle Nationalitäten vertreten, ich habe einen französischen Koch, zwei englische Lehrfräulein, einen Küchenjungen aus Australien und — jedenfalls eine Menge Schwaben, unterbricht ihn ein Gast, denn hier schwimmen schon zwei in der Suppe herum!

Sehr einfach.

Hauptmann zu einem Soldaten: „Da kommen Sie einmal her, Sie Schwerehörter, u. schauen Sie sich Ihren Strafbogen an, wie der aussieht! Die ganze Seite von oben bis unten voll Strafen. Ich weiß wirklich nicht, was ich da tun soll!“ — Soldat: „Umblatt'ln, Herr Hauptmann!“

Dreierlei Güte.

Zu einem bekannten Verteidiger kam ein Klient und fragte ihn, was er für eine Vertretung zahlen müsse. Darauf entgegnete der Verteidiger: „Ich habe drei Arten von Reden, die ich bei solchen Anlässen halte. Die erste Art ist famos, da wird aber auch jeder freigesprochen. Das kostet zweihundert Kronen. Die zweite Art geht auch noch an, kostet aber bloß hundert Kronen. Meine billigste Rede kostet nur zehn Kronen, zu der möchte ich Ihnen aber selbst nicht raten!“

— Eine Spionagegeschichte. In Metz wurde ein Bildhauer in einer Wirtschaft verhaftet. In dem Gasthause speisten mehrere Soldaten, die beim Festungstelegraphendienst beschäftigt sind. Der Bildhauer machte sich an diese heran und pflog besondere Bekanntschaft mit einem der Soldaten, von dem er wußte, daß er vom Haus wenig oder gar keinen Zuschuß bekam. Er nahm an, daß dieser der Versuchung am leichtesten erliegen würde, und machte das Anerbieten, der Soldat solle ihm gewisse Festungspläne ausliefern und sonstige militärische Geheimnisse verraten, wofür er dann jeweils eine Belohnung von 20 Mark erhalten werde. Der Soldat ging scheinbar auf diesen Vorschlag ein, machte aber sofort seinem Oberleutnant Anzeige. Dieser erstattete Meldung an das Gouvernement. Man fertige falsche Pläne an, und der Soldat verabredete sich mit dem Spion, ihm dieselben eines Samstags zu überreichen. Der Soldat fand sich pünktlich abends in der Wirtschaft ein. Im Laufe der Unterhaltung reichte der Soldat unter der Tischplatte hinweg dem Bildhauer die Pläne und erhielt im gleichen Momente auf demselben Wege das versprochene Zwanzigmarkstück. Unmittelbar hierauf rief der Soldat laut dem Wirt zu: „Noch eine Lage Zigarren!“ Das war das vorher mit den Schutzleuten verabredete Losungswort. Diese waren in und vor dem Lokal verteilt und traten im gleichen Momente heran, um den Spion zu verhaften und abzuführen.

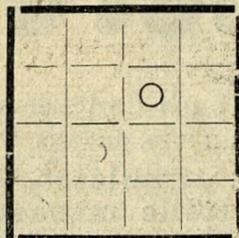
— Beim Zapfenstreich. Am Vorabende des Geburtstages des Kaisers fand in Olmütz ein militärischer Zapfenstreich statt, wobei es zwischen Deutschen und Tschechen zu wüsten Tumultszenen und Zusammenstößen kam. An 6000 Personen marschierten mit der Musikkapelle unter Töhlen und Pfeifen mit. Vorsichtshalber hatte die gesamte Polizeimannschaft und überdies eine Militärabteilung Bereitschaft. Am Blasiusplatz, wo die Musikkapelle dem Bizebürgermeister Höhner ein Ständchen brachte, kam es zum ersten Zusammenstoß. Das „Hej slovane“ und die „Wacht am Rhein“ wurden gesungen, dazwischen ertönten ununterbrochen „Kazdar“ und Heilrufe und schrille Pfiffe, so daß minutenlang in dem wüsten Lärm die Musik kaum hörbar war. An der Ecke des Ober- und des Niederring stauten sich die Massen, etwa 4000 Köpfe stark, während der Rest von 2000 Personen, mit der Musikkapelle weiterzog. Die beiden nationalen Lager wurden bald handgemein, die Tschechen, die in der Minderzahl waren, verteidigten sich durch Stockhiebe gegen die andrängenden Deutschen. Der Tumult dauerte solange, bis es einem starken Polizeiaufgebot gelang, die beiden Lager zu trennen. Vorläufig finden keine militärischen Zapfenstreiche mehr statt.

— Amsel gegen Rake. In einem Garten Zürichs war kürzlich eine schwarze

Rake auf der Lauer nach einer jungen Amsel, während der Amselvater auf einem Baum durch sein Jammergeschrei die Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Rake schlich auf die junge Amsel zu, um sie zu fassen. Der Amselvater kam dem Raubtiere jedoch zuvor, indem er wie ein Pfeil auf den Rücken der Rake schoß, sie tüchtig mit dem Schnabel hackte und dann wieder auf den Baum flog, während die Rake schleunigst die Flucht ergriff und die junge Amsel unverfehrt ließ.

Rätsel-Aufgaben.

Quadraträtsel.

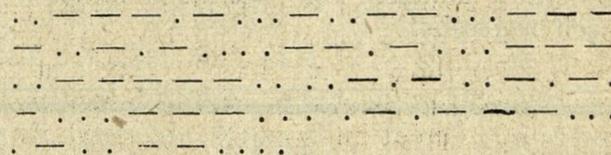


In die durch O bezeichnete Querreihe des Quadrates sollen vier gleiche Buchstaben gesetzt werden. In die 12 übrigen Felder sollen alsdann die Buchstaben A B B E E E L N N N R S derart eingetragen werden, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. weiblicher Vorname; 2. Fluß in Ungarn; 3. Teil des Gesichts; 4. biblischer Name.

Zahlenaufgabe.

1 2 3 4 5 6 4 1 feierte seine ersten Triumphe an den 2 5 3 6 1; dann ging er über den 3 4 und eroberte das Königreich 1 6 2 3 6 5. Auf seinem Siegeszuge unterwarf er 3 4 5 6 1, bis ihm bei 5 6 3 6 5 das Verhängnis ereilte.

Telegraphenrätsel.



Die vorstehenden Zeichen entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die kurzen Striche entfallenden Buchstaben einen Dichterspruch über das, was jedes Jahr bringt, ergeben.

Affen, Angst, Briefer, Dessau, Falke, Jasmin, Jäger, Kessel, Kuli, Ochse, Ohr, Pfund, Schoa, Taube, Traube, Wein, Welle, Wien.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Kreuz- und Querrätsel:

Lane, Lava, Lavater, Laterne, Neva, Bala, Vater, Terne.

Verstehrätsel:

Tauben Ohren kann keine Predigt helfen.

Königszug:

Gedenke stets, daß du ein Deutscher bist.

Durch das Los erhalten Preise:

Karoline Krippa, Neuhaardorf 35; Georg Raas, Neudorf; P. Beda Bobitzer, O. S. B., Marienberg.

Wichtige Lösungen sandten ferner ein:

Emilie Krejčík, Warynsdorf; Math. Schreiner, St. Lorenzen; Rudolf Funke, Wiese.

K 30000

Ceres-Preis-fusschreiben

Um auch dort Ceres-Speisefett einzuführen, wo es aus alter Gewohnheit und durch unbegründetes Vorurteil noch nicht verwendet wird, wenden wir uns an alle, die aus Ueberzeugung und praktischer Erfahrung unsere treuen Kunden sind, mit der Bitte, folgende Fragen zu beantworten.

1. Was hat Sie veranlasst, Ceres-Speise-Fett zu versuchen?
2. Welche Vorzüge besitzt es gegenüber anderen Speisefetten?
3. Welche Vorteile machen es Ihnen unentbehrlich? Wodurch überzeugen Sie Ihre Bekannten von diesen Vorteilen?

Für gute Antworten auf diese Fragen setzen wir nachfolgende Preise aus, die zur Verlosung gelangen:

1 Preis à K 1000 = K 1000	20 Preise à K 100 = K 2000
10 Preise à K 200 = K 2000	1000 „ à K 20 = K 20000
Summe K 3000	K 22.000

Für Einsender solcher Antworten, die durch Form und Inhalt besonders hervorragten, nachstehende Prämien, die zur Verteilung gelangen:

1 Prämie à K 1000 K = K 1000	5 Prämien à K 200 = K 1000
2 Prämien a K 500 K = K 1000	20 „ à K 100 = K 2000
K 2000	K 3000

Ein Preisgericht, dessen Zusammenstellung wir seinerzeit durch die Zeitungen bekannt geben werden, scheidet darüber, welche Antworten zur Verlosung der K 25.000 Preise zugelassen werden und an welche Einsender die 28 Prämien im Betrage von K 5000 zur Verteilung gelangen.

K 30.000.—

An dem Preisausschreiben nehmen alle jene teil, die gute Antworten obiger 4 Fragen an unterzeichnete Firma bis längstens 15. Nov. 1911 einsenden und sich durch Beilage von mindestens fünf Schleifen (von Ceres 1/2 kg. Würfeln oder 1/2 kg Paketen) als Verbraucher unseres Ceres-Speisefettes ausweisen; für je weitere fünf Schleifen erhält jeder Einsender guter Antworten je eine weitere Losnummer und hat somit bei der Verlosung doppelte bzw. mehrfache Aussicht auf Gewinn.

Die Ziehung erfolgt unter der im § 88 der Notariatsordnung normierten Intervention des k. k. Notars Dr. H. R. v. Kopetz in dessen Kanzlei in Aussig am 20. Dez. 1911 um 10 Uhr früh nach dem von der Georg Schicht A.-G. bisher gepflogenen und im Schichtkalender 1911 veröffentlichten Modus. Die Gewinner erhalten die Preise sofort bar, ohne jeden Abzug. Die Liste sämtlicher Gewinner wird gedruckt und auf Wunsch zugesandt.

GEORG SCHICHT A.-G., „PREISKONKURRENZ“ AUSSIG, Böhmen.

Lüchtige redegewandte

Agenten u. Vertreter

auch Damen, werden von größerem Nährmittelwerke zum Besuche der Privatkundschaft bei guter Provision zum sofortigen Antritte gesucht. Offerte unter „Lüchtig 1409“ an Haasenstein & Vogler, A.-G., Prag.

Der berühmte 200jährige

Pressburger Seehofer Pflanzen-Balsam

gegen Verstopfung, schlechte Verdauung, Leberleiden



Darmträgheit, Kolik, goldene Ader etc. ist nur echt mit der Rote-kreuz-Schutzmarke. — Erhältlich in allen Apotheken oder direkt beim allein berechtigten Erzeuger

Ladislaus Földes „Apotheke zum roten Krebs“
in Pozsony 108 (Pressburg), Ungarn.

Fälschungen werden gerichtlich verfolgt!
einer Flasche 70 Heller. Per Nachnahme 6 Flaschen K 4.60.

Generaldepot für Oesterreich: **Paul Redtenbacher**, Apotheke „Zum Genfer Kreuz“, Wien, XIII., Auhofstraße Nr. 141/108.

Schutzmarke.

RAMOGEN

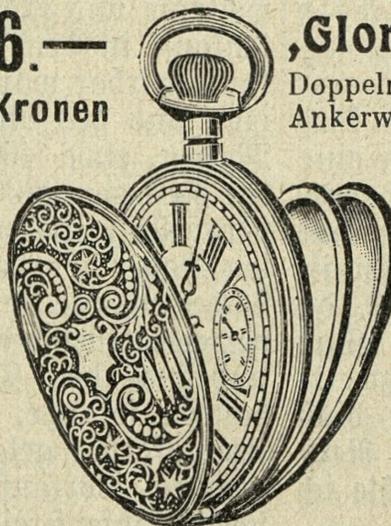
Kindernahrung fördert die Muskel- und Knochenbildung in besonders hohem Grade und bewirkt ein auffallend leichtes Zahnen.
In Apotheken und Drogerien.



Statt 16 Kronen nur 6 Kronen!

Durch billigen Gelegenheitskauf einer großen Uhrenfabrik verkaufe ich meine Original Metall-

6. —
Kronen



Gloria'-Silber-Remontoir-Uhr,

Doppelmantel, 36stünd. vorzügliches Remontoir-Ankerwerk, in Steinen laufend, prachtvoll schönes Gehäuse, drei starke Mäntel, mit Wappen, Pferd-, Hirsch- oder Löwengravierung, solange der Vorrat reicht, um den Spottpreis von **6 Kronen per Stück.**

Passende Metall-„Gloria“-Silberkette samt Anhänger 1 K. 3 Jahre schriftliche Garantie. Versand per Nachnahme.

Uhren-Exporthaus

Max Böhnel,

Wien, IV., Margarethenstraße 27/18.

(Warnung! Jede Original „Gloria“ Uhr ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und weise man billigere, schlechtere Nachahmungen zurück.)